



Aus dem Inhalt:

- Fortsetzung der Jugenderinnerungen von Professor Dr. H. J. Feuerborn
aus Kattenstroth – Glanz und Elend der Barth'schen Stiftung – Der Wächtersang in
Gütersloh – Das Wappen der Stadt Harsewinkel in Geschichte und Gegenwart –
Schulnot einst und jetzt – Berühmte Köpfe aus Gütersloh: Dr. med. D. Murken
(1893 – 1958) – Nochmals: Die „Beziehungen“ zwischen Gütersloh und Berlin
– Hier wed Platt kürt – Es geschah in Gütersloh – Blick in Bücher, Bibliotheken
und Archive – Aus der Heimatarbeit im Kreis Gütersloh



GÜTERSLOH-HEUTE

Ein neuer Bildband
vom modernen Gütersloh von
Hagen Kraak - Gerhard Meiser

**Ganz neue Bilder - Großzügige
Gestaltung - Farbige Titelbild**

Ein willkommenes Geschenk für
jeden Gütersloher

Preis 28,- DM

Zu haben in den Buchhandlungen der Stadt und beim



VERLAG LUDW. FLÖTTMANN KG

Berliner Straße 63 - Gütersloh - Fernruf 22537 (28081)

Heinrich Merschjohann

MÜMMELMANNS GESCHNUPPER

Westfälischer Witz und Humor
in gereimten Kurzgeschichten

2. erweiterte Auflage

Preis 12,- DM

Zu haben in den Buchhandlungen der Stadt und beim



VERLAG LUDW. FLÖTTMANN KG

Berliner Straße 63 - Gütersloh - Fernruf 22537 (28081)

Gütersloher Beiträge

zur Heimat- und Landeskunde des Kreises Gütersloh

Heft 32/33

Dezember 1973

„Feuerborns Hof“ in Kattenstroh als Heimat- und Jugenderlebnis

Erinnerungen eines 90jährigen Güterslohers, II. Teil

Aus meinen bisherigen Schilderungen (vgl. GÜTERSLOHER BEITRÄGE, Heft 30/31, September 1973, S. 597-610) werden die Leser dieser Zeitschrift schon einen Eindruck davon gewonnen haben, wie es um die letzte Jahrhundertwende auf meinem väterlichen Kolonat und in der mit dem aufstrebenden „Gütsel“ immer eng verbundenen „Kattenbuer“ ausgesehen hat. Bei dem Versuch, diese Umwelt nun mit dem „Leben“ zu erfüllen, das sie erst zur „Heimat“ werden ließ, muß ich sehr oft mein persönliches Erleben voranstellen, wenn es keine farblose Schilderung von Zuständen und Ereignissen sein soll. Ich bitte darum, dieses persönliche Erleben im Sinne eines Beispiels zu betrachten, an dem man ersehen möge, welche Bildungskraft eine gesunde „Umwelt“ besitzt, in welchem Maße eine wahre „Heimat“ Wesen und Denkungsart eines jungen Menschen zu formen vermag! Dieses aufzuzeigen, ist Anlaß und Sinn meiner Ausführungen. Wir kehren zurück zu „Feuerborns Hof“. Die beigegefügte schematische Skizze (siehe S. 639) soll dazu dienen, die früher schon gegebene kurze Darstellung über das Werk meines Vaters zu ergänzen. Ich glaube versichern zu dürfen, daß die ohne strenge Maßgerechtigkeit angefertigte Zeichnung ein weitgehend getreues Abbild des Hofes um die Jahrhundertwende oder auch bereits seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts wiedergibt. Die dargestellten Einzelheiten hier näher zu erörtern, halte ich nicht

für notwendig. Ein eingehendes Studium der randwärts beigegefügte Hinweise dürfte nur für den Leser von Interesse sein, der bisher noch keine rechte Vorstellung davon hat, was damals alles zu einem Bauerngehöft und einer Bauernwirtschaft gehörte. Vollständig konnte das natürlich in so einer Skizze keineswegs dargestellt werden. Lehrreich aber dürfte es sein, sich einmal zu vergegenwärtigen, was es damals auf dem Hofe noch nicht gab:

Es gab noch kein Badezimmer und keine Toilette mit Wasserspülung, kein Gas und keine elektrische Beleuchtung, auch noch keinen Kühlschrank und keine Zentrifuge; es gab noch keine Zentralheizung, kein Telefon, kein Radio und keinen Fernsehapparat, kein Auto anstelle der Kutsche, keinen Traktor anstelle der Pferde, noch keine Melkmaschine und keinen Mähdrescher. Es gab noch keinen 8-Stunden-Tag und keine 5-Tage-Woche und keine Urlaubsreise nach Mallorca oder auch nur nach Borkum, höchstens einmal einen Sonntagsausflug zum 1875 von Kaiser Wilhelm I. enthüllten Hermanns-Denkmal.

Zu diesen „Defizits“ – ob es wirklich welche waren, bleibe dahingestellt – mögen noch einige Bemerkungen angebracht sein.

„Saoterdags“ (samstags) wurden wir Kinder in der Küche in einer flachen Holzbütte gründlich abgeseift und mit grobem Leinentuch trockengerieben; damit war es im allgemeinen getan. Frottee



Kolon Christof Jacobfeuerborn im Ausgehanzug (um 1900)

lange eingebaute Holzbank, einen großen Tisch, vier oder fünf Holzstühle und einen Backensessel für „Mittine“ neben dem zum Warmhalten von Speisen eingerichteten hohen Kastenofen. An der freien Wand waren oben regalartig zwei lange Bretter angebracht, auf denen „Mittine“ ihre Milchnapfe für die Rahmgewinnung aufstellte. Diese „Milchnapfe“ lieferte für die Bäuerinnen weit umher die „Pöttkerigge“ auf dem Hofe Großehagenbrock in Bornholte, von dem unsere Mutter stammte.

Es sei daran erinnert, daß damals die Kattenstrother „Sandbauern“ zwar wegen besserer Absatzmöglichkeiten wohl ein wenig günstiger gestellt waren als die Bauern – besonders die Kleinbauern – im Verler Land, im Sennegebiet usw. Im Verhältnis zu wohlhabenden „Klee-“ oder „Weizen“-Bauern etwa in Clarholz oder Herzebrock, von denen die Sand- oder Heidebauern gern als „Pumpernickelfriäter“ titulierte wurden, waren diese im

allgemeinen arm, oft genug sehr arm. (Vgl. dazu: GÜTERSLOHER BEITRÄGE, Heft 28/29, S. 580 ff.). Es war die Zeit, da die Heuerlinge und Kötter in den Verler und Senneländen – nachdem die „goldene Zeit der Garnspinnerei“ vorbei war – im Winter aus Birkenreisern und Heidestrünken Besen, Schrubber und Topfreiniger herstellten, damit eine Schubkarre oder ein Wägelchen beladen und auf den tiefsandigen Wegen durch die Sürenheide sich etwa zum Markt in Gütersloh hinquälten, um ein wenig Bargeld in die Hand zu bekommen. Auch in unserer Küche wurden derartige „Bäsen“ (= Besen) und „Pottschräpper“ (= Topfreiniger) benutzt.

Die wirtschaftliche Lage der „Sandbauern“ änderte sich erst, als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der künstliche Dünger und die Gründüngung sich mehr und mehr durchsetzten, und die Erträge des Sandbodens gewaltig gesteigert werden konnten. Doch darüber später noch einiges.

Wir wenden uns noch einmal der Hofskizze zu, auf der auch die beiden Heuerlingshäuser eingezeichnet sind. Die Bewohner des heute noch stehenden Backsteingebäudes mit angebaute Wagen-schuppen (Nr. 18) galten nicht als Heuerlinge. Der angebaute (ältere) Schuppen war nach Bauart und noch vorhandener Einrichtung vermutlich früher ein Schafstall; ich meine auch, mich aus allerfrühester Jugend noch zu erinnern, daß auf dem Hof eine Herde Schafe gehalten wurde. Die Mieter des Hauses waren der Drechslermeister Rüschkamp mit seiner Familie und drei Schneiderinnen (Lisebett, Mieke und Settken). Diese sehr beliebten Schneiderinnen oder „Naggersken“ wurden oft von den Kattenstrother Bauern für einen oder mehrere Tage zu Flick- und Näharbeiten ins Haus geholt, zumal etwa bei bevorstehender Hochzeit oder sonstigem Ereignis. Falls sie dann nicht abgeholt wurden, machten sich die wackeren Näh-Mamsells zu Fuß „up on Patt“, das Nähzeug im Tragebeutel, eine von ihnen vorneweg, die hochbeinige alte Tretnähmaschine auf einer kleinen Schubkarre vor sich her schiebend.

Der Drechslermeister Rüschkamp stellte in seiner Werkstatt hinter dem Hause hauptsächlich Treppenstangen, Tisch- und Stuhlbeine, Konsolen und Schrank-zubehör her, zur bestimmten Jahreszeit auch schöne „Brummküesels“ (Wurfkreisel) für die Schuljungen, die wir dann noch bunt bemalten. Seine Werkstatt haben wir natürlich oft besucht; wir hätten auch so gern mal „gedrechselt“, aber für die Tretnähmaschine der Maschine waren unsere Beinchen zu kurz.

Das Haus des Heuerlings Pähler (Nr. 20) war ein kleines altes Fachwerkgebäude mit Stallung für Kuh und Schwein, einer kleinen Deele, kleiner Küche und einigen sehr kleinen Kammern. In der winzigen Wohnstube mußte der Eßtisch an die Wand geklappt werden, wenn man sich in dem Zimmer bewegen oder betätigen wollte. Das Haus wurde 1919 abgerissen. Pählers „Papa“ arbeitete viel auf dem Hofe und bei Feldarbeiten mit, war immer guter Dinge und zum Scherzen aufgelegt. Er hatte den im Winter sehr kalten Sitz in seinem frei unter Bäumen aufgestellten „Hüesken“ schön mit Sack-leinen ausgepolstert und konnte sehr böse werden, wenn vorbeikommende Fremde sich seines Polstersitzes bedienten. Das verleitete eines Tages die „Hofjungen“ (vgl. Fr. Reuter) – es waren zu der Zeit unser immer unternehmungslustiger Vetter Josef Ortjohann und ein junger Hilfsknecht –, einen bekleideten Stroh-Kerl mit einer grimmigen Maske heimlich in das „Hüesken“ hineinzusetzen, was dann natürlich zu einem lustigen Spektakulum führte. Mit solchen und ähnlichen harmlosen Späßen belebten die jungen Burschen, wenn die Arbeit nicht zu sehr drückte, die sonst so friedlichen und geruhsamen Abende und Sonntage auf dem Hofe. Ein fröhlicher und nie übelgenommener Zeitvertreib. In die Kneipe ging man nicht, weil man dazu keine Lust und meist auch kein Geld hatte. Aber manchmal, wenn auch selten, gab es abends auf der schummerigen Deele ein kleines Tanzvergnügen zum Spiel einer „Quetschkommode“. – Wir begleiteten „Pählers Papa“ gern, wenn er z. B. im Garten oder auf der Weide Fal-

len aufstellte, um „Wenners“ (= Maulwürfe) zu fangen, oder in den Pattfurchen zwischen den Kartoffelfeldern alte Blumentöpfe als Fallgruben einsenkte, in die bei ihrer nächtlichen Wanderung die schädlichen Maulwurfsgrillen, aber auch bunte Laufkäfer hineinfielen und am folgenden Morgen eingesammelt werden konnten. Besonders aber war es seine „Imkerei“, bei der es immer sehr viel zu sehen und zu erleben gab. Mit Pählers Kindern waren wir gut befreundet. Dann und wann tauschten wir heimlich unsere Butterbrote mit Butter und Apfelkraut gegen ihre mit Schmalz und Rübenkraut. Auf dem Platze vor dem Pählerschen Hause stand eine ungewöhnlich prächtige Eiche. Ihr korkiger Stamm, den drei Männer mit ihren Armen kaum umfassen konnten, verzweigte sich in etwa 3 Meter Höhe mit gewaltigen Ästen zu einer Riesenkrone. Ich habe selten eine Eiche von gleicher Wucht und Schönheit kennengelernt. Am Hofrande nahe dem Süde-ende des Remisentraktes befand sich eine Riesenfichte, die an Höhe die umstehenden Eichen überragte. Mit ihren bis in Bodennähe herabreichenden Zweigen diente sie uns oft zu Kletterübungen. Beide Bäume sind leider später entfernt worden. Noch heute aber steht eine ebenfalls besonders kräftige Eiche schräg vor dem oben erwähnten mutmaßlichen Schafstall (Nr. 18). An ihrem Fuße hatte Knecht Hinnerk Jürgenliemke auf einem zusammengelegten leeren Sack seinen Stammsitz, wenn er auf dem zwischen den Beinen bis zu einem Querriegel in den Boden gerammten „Amboß“ mit einem Stahlhammer die Sensen „dengelte“, was im Sommer oft nötig war.

Nach diesem allgemeinen und etwas bunt gewürfelten „Hofbericht“ müssen wir uns nun zunächst ein wenig mit unserer Familie beschäftigen. Wir greifen zurück auf den Tag ihrer Begründung, den 12. Mai 1880, als der damals 29jährige Christof Jacobfeuerborn die 18jährige Theresia Großehagenbrock zum Traualtar führte.

Das erste Kind kam am 4. März 1883 zur Welt und wurde auf die Vornamen „Johann Heinrich“ getauft.

Es ist mir später erzählt worden, daß ich mich allzu vorzeitig in diese Welt hineingewagt und entsetzlich viel geschrien hätte, so daß meine Mutter mich ständig in ihren Armen habe herumtragen müssen. Das sei erst besser geworden, nachdem Vater – wie das damals in Notlagen üblich war – ein „Heidenkind“ gekauft habe. Dies kostete zu jener Zeit beim Pfarrer 7 Taler, die der „Mission“ zugute kamen.

Im Abstände von je zwei Jahren folgten meine Geschwister Josef, Otto und Maria. Eine fünfte Geburt im Juni des Jahres 1891 kostete meiner Mutter und dem Kinde das Leben. Es war ein ungemein tragischer Schicksalsschlag, der unserer Mutter das unter Mühen und Sorgen verdiente Glück versagte, das frohe Heranwachsen ihrer Kinder fernerhin zu erleben, und unserem Vater nach nur 11jähriger Ehe die Lebensgefährtin nahm. Unsere Mutter war eine schöne, kluge und frohsinnige Frau, von der man mir berichtet hat, daß sie allgemein sehr verehrt worden sei. Unser Vater hat nicht wieder geheiratet. Uns Kindern, selbst mir als 8jährigem Jungen, ist damals die ganze Schwere dieses Unglücks kaum bewußt geworden. Am stärksten betroffen durch den Tod der Mutter war naturgemäß unser kleines Schwesterchen Maria.

Ein tröstlicher Umstand war es, daß einige Jahre vorher als Kindermädchen eine Bauertochter aus Lintel, Maria Katherina Himmelmeier (genannt „Mittine“) angenommen worden war. Sie mußte nunmehr die Aufgabe der Kinderbetreuung und zugleich der gesamten Haushaltsführung übernehmen. In beispielloser Hingabe und Umsicht hat sie diese Aufgaben bis zu ihrem Tode im Jahre 1917 wahrgenommen. Einige Worte der Anerkennung und des Dankes dürfen hier nicht fehlen. Sie mögen die plattdeutschen Verse bekräftigen, die ich ihr 1911 bei Gelegenheit der Verheiratung meiner Schwester Maria mit dem Landwirt Hans Humann-Neuenkirchen gewidmet habe und die diesem Aufsatz beigelegt sind (vgl. „Hier wed Platt kört“ auf S. 674).

Klein und zierlich von Gestalt schaltete und waltete unsere Mittine von früh bis

spät rastlos und ohne viele Worte im Hause. Sie bereitete eine ganz vorzügliche Bauernkost für den „Bauern“, für uns vier Kinder, den Knecht, sich und die beiden Mägde. Ließ die Küchenarbeit, die Betreuung der Kinder, die Versorgung der Hauskunden mit Milch, Butter, Eiern, Obst usw. etwas Zeit übrig, dann waren Hosen, Röcke oder Wäsche zu flicken oder Strümpfe zu stopfen. War das getan, dann nahm die gute Mittine – in ihrem wachstuchüberzogenen Sessel hinterm Ofen in der Gesindestube – ihr Gebetbuch oder den Rosenkranz zur Hand. Trotz des ungemein milden Regiments, das sie führte, wagte es kein Hausbewohner, auch der Bauer und der Knecht nicht, zu widersprechen oder sich zu „verdrücken“, wenn Mittine in den Monaten Mai, Oktober und November (Marien-, Rosenkranz-, Allerseelenmonat) allabendlich nach getaner Arbeit uns alle im kleinen Stübchen versammelte, um mit ihr einen Rosenkranz zu beten. Auch bei einem Gewitter versammelten wir uns zu besonderen Gebeten in der Gesindestube.

An dieser Stelle dürfte nun von manchem Leser die Frage aufgeworfen werden, wie es sich überhaupt mit dem **Ablauf des Tagesgeschehens** im Haus und auf dem Hofe verhielt. Ich will versuchen, meine Erinnerungen daran wenigstens in einigen Andeutungen wiederzugeben. Früh um 7 Uhr, nachdem Mägde und Knecht bereits gemolken, das Vieh gefüttert und die Ställe gesäubert hatten, gab es selbstgebrannten Kornkaffee in großen „Kümpken“, nach Wunsch etwas gesüßt und dazu „Knabbeln“ (in grobe Stücke gebrochenes, im Backofen getrocknetes Weißbrot). Um 9 Uhr folgte das Frühstück mit Kaffee und Pumpernickel („Swattbraot“) oder Graubrot, dessen Schneiden dem Knecht oblag, dazu für jeden ein Stück Speck oder Wurst, wenig Butter, gewöhnlich Schmalz. Bei Feldarbeit wurden belegte Schmalzbrote und ein Eimer gesüßten Kaffees herausgebracht. Um 12 Uhr pünktlich gab es in der Regel ein kräftiges Eintopfgericht („Düörgemöös“) mit Stücken von Rauchfleisch oder ausgebratenem fetten Speck.



Ausschnitt aus DU PLAT „Landvermessung des Fürstbistums Osnabrück 1784-1790“ (Amt Reckenberg, Blatt Nr. 7, Kalfenstobh-Nord) mit Einzeichnung der Straße nach Wiedenbrück, der Bahnstrecke nach Rheda und der „Eichen-Allee“

Nachmittags zum Vesper wieder Kornkaffee und Brot mit Butter oder Schmalz und Apfel- oder Rübenkraut, abends um 7 Uhr meist Aufgewärmtes vom Mittag und Zukost, Eierpfannkuchen, auch mit Buchweizen und mit Auflage von Speckscheiben oder Obst, Reibekuchen, Buchweizen-Pickert und -Puffert, Ölkrabben, Milchreis, Stippmilch, Bratkartoffeln, Salat, Obst usw. Die Zubereitung der Speisen hatte allein Mittine in der Hand; ich wüßte nicht, daß sie auch nur einmal in ihrem Leben sich hätte wegen Krankheit vertreten lassen! Was sie kochte, brät und backte, war immer höchst schmackhaft. Die von ihr hergestellten verschiedenen Sorten von Würstchen sind mir in ihrem besonderen Wohlgeschmack bis heute unvergeßlich geblieben.

Etwa dreimal im Herbst und Winter wurde ein Schwein geschlachtet, einmal zugleich eine Kuh. Viel Fleisch wurde an den Schlächter oder in Gütersloh ver-

kauft, so auch – bis auf einen oder zwei – die Schinken, ein Teil der Kuh und auch bei gelegentlichem Schlachten eines Kalbes mindestens das halbe Tier. Alles übrige Fleisch wurde fast sämtlich eingepökelt und geräuchert oder zu Würsten verarbeitet. Zur Schlachtezeit gab es natürlich auch einmal Braten und frische Blut- und Leberwurst (diese in zwei Sorten: feine für den Bauern und mit Gries gestreckte für das Gesinde), sowie das beliebte „Möppkenbraut“. Gemüse für den Eintopf lieferte im Sommer der Garten; im Winter gab es Wurzelgemüse aus Mieten, Sauerkraut und Schnittbohnen aus Fässern im Keller, getrocknete weiße Bohnen und Erbsen vom Trockenboden. Sehr beliebt waren natürlich zu ihrer Zeit „Dicke Bohnen mit Speck“, die übrigens durch mitgekochte Stücke einer nur für diesen Zweck hergestellten und geräucherten „Bohnenwurst“ (Milzwurst) eine besondere Würze erhielten.

Die Eichenallee mit Blick auf die Südfront des Wohnhauses (um 1920)



Von den Früchten des Gartens wie Spargel, Erdbeeren, Johannis- und Stachelbeeren, auch Edelobst, wurde das meiste oder viel verkauft, natürlich auch Butter, Milch und Eier. Dann und wann wurde ein Huhn geschlachtet. Hasen, Fasanen und Feldhühner, die Vater als guter Jäger von der Jagd mitbrachte, wurden meist verkauft, wilde Kaninchen wurden an Rüschkamp oder Pähler verschenkt. Für einen guten Hasen, den ich in die Kökerstraße brachte, gab es damals einen Taler.

Die oben angegebenen Tageszeiten galten für die Regel und wurden pünktlich eingehalten. Sie unterlagen aber Änderungen je nach der Jahreszeit, nach dem Wetter und dem Arbeitsanfall. An dem Hauptfrühstück und dem Vesperkaffee, falls nicht Aushilfskräfte die Tischrunde füllten, nahm gewöhnlich in der Gesindestube auch unser Vater teil. Mittags und abends wurde für ihn in der „Großen Stube“ gedeckt. Wir Kinder nahmen im-

mer mit dem Gesinde oder vorher „inne kleenen Stuaoben“ unsere Mahlzeiten ein. Wir bekamen natürlich oft eine andere Kost, mehr Butter, viel Milchspeisen, viel Obst, süße Salate. Erst als Halberwachsene nahm uns Vater an seinen Tisch.

Zu den hohen Feiertagen wurde auch ein große Platte Streusel- oder ein Napfkuchen gebacken. Einmal im Jahr (Neujahr) bekamen wir von Mittine je eine Apfelsine; einmal im Jahr (in der Karwoche) gab es Schellfisch, den man vorher beim Kaufmann bestellen mußte. Die kirchlichen Vorschriften für Abstinenztage und Fastenzeit wurden streng beachtet.

Es mag noch erwähnt werden, daß im Hochsommer bei Feldarbeiten zur Durstlöschung mehrmals am Tage ein Eimer voll kalten Sautwassers bereitgestellt oder aufs Feld gebracht wurde (mit etwas Zucker und Essig und viel grobgebröckeltem Pumpernickel versehen). Nach längerem Durchziehen der Brot-

Das Kolonat Jacobfeuerborn (um 1925) vom Acker aus gesehen



brocken war dies ein köstlich-süßsaures und gut durstlöschendes Getränk. („Saut“ bedeutet Brunnen, wie er bei uns die Pumpe in der Küche speiste; er befand sich etwa in der Mitte des „Höfkens“ und war in meiner frühesten Jugendzeit noch als Ziehbrunnen offen).

Vorrat an Bier oder gar Wein gab es nicht im Hause. Nur eine Flasche Korn stand im Keller oder Küchenschrank bereit für den Fall eines unerwarteten Besuches. Es kam aber vor, wenn etwa bei der Erntearbeit wegen eines drohenden Wetterumschwunges Knecht, Mägde und Tagelöhner Überstunden machen mußten, daß dann Vater einen Korb voll Flaschenbier als Sonderlohn herbeiholte.

Unsere Umgangssprache auf dem Hofe und im Hause war ausschließlich unser schönes „Platt“. Als Anrede Vaters galt natürlich das „Ji“. Selbst sehr viel später, als ich in Münster studierte oder bereits als Assistent tätig war, sprach ich mit Vater, wenn er mich in Münster besuchte, von der Begrüßung an nur in der gewohnten „Muttersprache“.

Bereits in den bisherigen Angaben über das Leben auf dem Hof und im elterlichen Hause wurden manche persönlichen Erlebnisse eingeflochten. Nunmehr sei die Jugendzeit des Knaben Heinrich mehr im Zusammenhang verfolgt.

Zunächst möge eine in der Luft liegende Frage geklärt werden. Wie auf dem Hof damals sämtliche Gerätschaften vom Ackerwagen bis zur Heckenschere den eingebrannten Namen „Schalück“ trugen, so hieß bei den Heuersleuten und Nachbarn auch der kleine Knabe nur „Schalücks Heinerken“. Späterhin wurden wir Kinder, wie auch unser Vater, gewöhnlich nur mit „Feuerborn“ angesprochen. Immerhin blieb der amtliche Verler Familienname. Da man fernab vom „Dorf der langen Namen“ (= Verler) dieserhalb ständig Mißverständnissen, Verwunderungen und Fragen ausgesetzt war, habe ich bei meiner Verheiratung beim Justizministerium um die Ermächtigung nachgesucht und diese erhalten, den ursprünglichen Familiennamen unserer Sippe wieder als solchen zu führen und

den „Jacob“ meinem bisherigen Vornamen anzufügen. Dem sind meine Brüder Josef und Otto dann gefolgt.

Aus meiner frühesten Jugendzeit habe ich nur wenige Eindrücke in Erinnerung. Im Sommer war man fast immer draußen. Ich sehe mich als kleines Kind mit Vorliebe im warmen weißen Heidesand buddeln, der am Busche bei Pählers offen zutage trat. Auch Heidekraut gab es dort noch. In der Nähe standen in der Wallhecke sehr alte und dicke Eichenstubben oder „Knülle“. Ein besonders umfangreicher und knorriger „Urknüll“ diente uns dazu, in dem Geäst seiner Krone mit Farnkraut aus dem nahen Busche ein „Adlernest“ zu bauen (jährlich von neuem), in dem wir zu mehreren Kindern Platz hatten! Das war aber erst zu der Zeit, als auch meine Geschwister und Pählers Kinder etwas herangewachsen waren. Auf einem Bauernhof war natürlich immer viel zu sehen und zu erleben. Man wurde auch mal von den Mägden mit aufs Feld genommen, wo man sich an Blumen, Schmetterlingen und Käfern erfreuen konnte, bunte Heuhüpfper zu fangen versuchte oder die zirpenden Grillen am Eingang ihrer Erdhöhle beobachtete. Gern spielten wir auch mit Depenbrocks Kindern. Depenbrocks waren evangelisch, aber das hat uns nie bekümmert. Sie standen, wie auch Elmers, zu uns im Verhältnis des „Nachbarn“, der nach altem Brauch die Pflicht hatte, bei Not und Gefahr oder einem Unglücksfall zu helfen, aber auch das Vorrecht, zu frohen Festen, wie einer Hochzeit, eingeladen zu werden. Wegen der weiteren Entfernung besuchten wir Elmers seltener, aber Elmers Fritz kam häufiger zu uns herüber. Wir waren gute Freunde. Zu Depenbrocks ging auch unser Vater sehr oft über das „Pättken“ durch den Eichenbusch, um mit der freundlichen und gütigen „Oma“, die auch wir Kinder sehr verehrten, einen kleinen „Praot“ zu halten. Wir Kinder spielten auf dem mit mehreren Gebäuden bestandenen Hofe gern „Verstekken“. Und dann versuchten wir regelmäßig, Depenbrocks das „Neujahr“ abzugewinnen. Gewonnen hatte, wer zuerst den

Neujahrsglückwunsch anbringen konnte. So schlichen wir uns in der Morgenfrühe über das Pättken durch den Busch zu Depenbrocks, horchten an der „Niggen-döör“, ob sich etwas im Hause regte, und riefen dann durch das „Kattenlock“ (den Durchlaß für Katzen und Hühner unten in der Tür) laut unser „Glücksiäls Nijahr“ (Glückseliges Neujahr).

Zur Winterzeit spielten wir unter Mittines Anleitung mit einfachen Spielgeräten, Steinbaukästen, Legespielen (Halma, Mühlchen, später auch Schach), fertigten aus Nußschalen kleine Schiffechen oder Klappern, aus buntem Papier Drehspiralen an, die wir auf den großen Kastenofen stellten, und erbauten dann auch mit Hilfe von Kleister oder Gummi arabicum aus Schnittpapier Häuser oder ein ganzes Dorf mit Bäumen, Gärten und Tieren. Schließlich mußte zu Weihnachten eine von Jahr zu Jahr schönere Weihnachtskrippe aufgebaut werden.

Ein großes Glück, das mir in der Jugend auf unserem Hofe zuteil wurde, war der **Junglehrer Rüschkamp**, den ich bereits erwähnt habe. Ich wurde schon als kleiner Knirps sein „Freund“ und sehe mich noch mit meinen kleinen Beinchen hoch durch die Luft fliegen, wenn er, mich an der Hand, mit mir über den Hof lief. Er war ein großer Naturfreund und Naturkenner. Von ihm erwarb ich die Freude an der Beobachtung der Natur. Am Flutgraben und an der Waschkuhle zeigte er mir die verschiedenen Schwimmkäfer, die Wasserläufer, die interessanten Larven der Eintagsfliegen und Libellen und das rotbäuchige Stichlingsmännchen beim Nestbau und bei der Brutpflege. In der nahe Hecke des Obatgartens fingen wir Laubfrösche, indem wir mit einer Kindertrommel ihren Ruf nachahmten und sie veranlaßten, durch Antwort ihr grünes Versteck zu verraten. Auch das „Säppken“-machen aus dem „Sappholt“ im nahen Busch habe ich wohl von ihm gelernt, wie auch das Säppkenlied, das dabei gesungen werden mußte (vgl. Eickhoff: Geschichte der Stadt und Gemeinde Gütersloh, S. 291).

Doch die Hauptsache: Er war es, der mich in das Studium der heimischen

Vogelwelt einführte! Er lehrte mich, die Vögel in ihrem Verhalten zu beobachten, beim Nestbau, beim Füttern der Jungen, bei ihrem Gesang und ihren verschiedenartigen Rufen. Auch lernte ich ihre Namen kennen. So wurde in wenigen Jahren die Beschäftigung mit der Vogelwelt zu einem immer mehr beglückenden Erlebnis.

Lehrer Rüschkamp verließ uns leider nach wenigen Jahren unserer Freundschaft, da ihm eine Stellung an einer auswärtigen Schule angeboten wurde. Er hinterließ seinem kleinen Freund ein kostbares Vermächtnis, die Liebe zur Natur, das Interesse an ihrer Beobachtung, das tiefe Glück ihres Erlebens! An dem, was ich erworben hatte, nahmen natürlich auch meine Geschwister teil, vor allem mein Bruder Otto. Wie diese frühe Hinwendung im besonderen zur Vogelwelt sich später auswirkte, darüber werde ich noch berichten.

Aber nun bitte ich meine verehrten Leser, sich einmal im Geiste auf den damaligen Hof oder in den Garten hineinzusetzen-

Wetterhahn und Wetterfahne (mit Jäger und Hund) auf dem Feuerbornschen Hof



zen und mit mir dort den Frühling zu erleben. Es kann leider nur ein flüchtiger Abglanz der damaligen Wirklichkeit sein. Wie herrlich ist es hier, wenn ringsum die Eichen ergrünen, die jungen Fichten ihre hellen Triebe entfalten, die Hainbuchenhecken mit den frisch gestrichenen weißen Gitterpforten sich belauben, dann die zahlreichen Obstbäume ihre leuchtende Blütenpracht darbieten, bald auch der Rtdorn, die Kastanienbäume, das Gesträuch und die Beete des Ziergartens in bunter Fülle mit ihren Farben prunken. Unsere Augen sind von beglückender Schönheit erfüllt, die sich Tag um Tag in stets neuem Gewande den Sinnen darbietet. Zudem nun noch das täglich wachsende Konzert der Vogelwelt, angefangen mit dem Schlag des Buchfinken, dem Frühlingsruf der Meisen und dem zuerst zaghaften, dann immer voller tönenden Flötengesang der Amseln, von denen eine gern oben auf dem Wetterhahn des Hausfirstes ihren Standort sucht. Auch eine Singdrossel, die ihre tiefe Nestmulde so schön sauber mit verspeicheltem Holzmulm oder Erdschlamm verputzt, läßt ihre herrlichen Stakkatorufe vernehmen. Aus dem Busch erklingt der helle Roll der Zaunkönigs und das zarte Lied des anmutigen Rotkehlchens, das einem so gern bei der Gartenarbeit Gesellschaft leistet. Bald lassen auch der Mönch und die Gartengrasmücke aus dem nahen Busch und das Müllerchen aus den Obstbäumen sich hören. Gegen Ende April sind auch die Nachtigallen da, 2 bis 3 Paare auf dem Hofgebiet, deren Hähnchen mit ihren schmetternden oder schluchzenden Touren bald am Tage, bald in der Nacht miteinander wetteifern. Aus den hohen Wipfeln der Eichen schallt der Ruf des Wendehalses, und flötet der schwarzgelbe Pirol sein „Lüt laot de Küh' ut“. Von der nahen Wallhecke her klingt das „hup-hup-hup“ des Wiedehopfes herüber, den man in seiner Buntheit und mit seinem Federhäubchen auch oft auf den frisch umgegrabenen Beeten des Gartens nach Larven und Würmern für seine Brut suchen sieht. Schließlich stellt sich, spätestens kurz vor Mitte Mai, der Paradesänger des Zier-

gartens ein, der muntere Gartenspötter, den auch unser Vater so sehr liebte. Mit seinem unermüdlichen und unerschöpflichen Melodienreigen, immer wieder unterbrochen von seinem Leitmotiv, dem „Papa Schmidt“, veranstaltet er schon für sich allein einige Wochen lang täglich sein fesselndes Vollkonzert.

Wahrlich, es gab zu jener Zeit auf unserem Hofe Tage, Stunden, Augenblicke, wo einem das Herz überquoll vor Glücksgefühl. Vor allem in der Morgenfrühe, wenn ringsum die Natur erwachte, und ihr Leben sich nach und nach zu einer immer reicheren Symphonie von Farben, Tönen, Duft und Sonnenschein entwickelte.

„Wonnig ist's in Frühlingstagen . . .“, so beginnt das herrliche Epos „Dreizehnlinden“ des Försterssohnes und späteren Arztes in Driburg und Lippspringe, F. W. Weber, das als ein Hauptstück geistiger Hoch-Welt zu unserer damaligen Naturumwelt hinzugehörte. Die urwestfälische, herzerquickende Romantik dieses Buches, das 1878 erschien, bis 1906 bereits 132 Auflagen erlebte und bis zum Ersten Weltkrieg zu den Hausbüchern der deutschen Familie gehörte, war so ganz der westfälischen Jugend wie „auf die Seele“ zugeschnitten. In dieser naturhaften Romantik lebten wir damals Tag um Tag; mein Bruder Otto, der von uns Geschwistern wohl der gefühlvollste war, mit solcher Inbrunst, daß er fast den halben „Weber“ – und dies bis in sein hohes Alter hinein – auswendig konnte und bei jeder Gelegenheit einen passenden Vers aus „Dreizehnlinden“ zur Hand hatte! Wo gibt es heute ein Werk der modernen Dichtkunst, das in auch nur annähernd gleich erhebender und beglückender Weise der Jugend seelischen Rückhalt und Auftrieb zu geben vermöchte?

Aber wir waren natürlich nicht nur zum „Genießen“ da. Unser Vater mutete uns nie schwere Arbeit zu, wenn auch mein Bruder Josef, der als zukünftiger „Bauer“ galt, frühzeitig zu landwirtschaftlichen Arbeiten herangezogen wurde. Aber auch Otto und ich, wenn's not tat, mußten Schippe oder Harke zur Hand nehmen und helfen, auch etwa bei dringender



Der Wiedehopf, ein Baumhöhlenbrüter, war früher in der westfälischen Wallheckenlandschaft weit verbreitet, wurde aber mit dem Verschwinden der Eichen- und Weiden-Knülle immer seltener. (Foto eines Temperagemäldes von Paul Westerfrölke)

Erntearbeit auf Wiese oder Acker. Auf dem Hofe duldeten Vater kein herumstehendes Gerät, keine Reste von Heu oder Stroh, auch kein Gras oder abgefallenes Laub auf den Gartenwegen, die daher regelmäßig beharkt werden mußten, wozu in „drucker“ Zeit auch Otto und ich herangezogen wurden. Das Hecken-schneiden besorgte ein fachmännischer Tagelöhner. Im Frühjahr durften wir Jungens auch zur weiteren Verschönerung des Ziergartens tätig werden. Wir holten uns aus Schalücks oder Elmers Heide oder auch aus der Sürenheide vom großväterlichen Hofe schön gewachsene junge Quakelten (Wacholder) oder Hülsekrabben (Stechpalmen) und pflanzten sie im Garten ein, bauten aus Ortstein schöne Grotten und schließlich auch aus Balken, Latten und Drahtgeflecht kunstvolle Volieren für aufgezogene Jungvögel oder ein Eichhörnchen.

Dies alles, was ich hier schilderte, war

es natürlich nicht allein, was mir und meinen Geschwistern den väterlichen Hof zu einer geliebten Heimat machte. Es kam noch mancherlei hinzu, wovon ich noch zu melden habe.

Aber es mag an dieser Stelle schon angebracht sein, ein eigenartiges und noch heute nachfühlbares Erlebnis mitzuteilen, das ich immer wieder in jenen Jahren empfunden habe, als ich bereits in Münster studierte oder als Assistent tätig war. Kam ich zum Wochenende oder zum Ferienbeginn nach Gütersloh, war es bereits Abend geworden und umfing mich dann in der dunklen Eichenallee die ungewöhnliche Ruhe der Natur ringsum, so erfaßte mich in dem Augenblick, wo ich meine Schritte von der gehärteten Allee auf den weichen Sand des zum Hause führenden Akazienweges setzte, ein ganz eigenartiges, fast körperlich empfundenenes Gefühl: Es war mir, als ob von den Füßen her etwas in mir oder an

mir emporzöge, eine merkwürdige Anwendung, die man wohl am besten mit dem Wort „Ergriffensein“ umschreiben kann. Die Heimateerde nahm wieder Besitz von dem Heimkehrer, der sich immer von neuem in ihr verwurzelte.

Wenn dann, wie sehr oft, im Hause bereits alles schlief, da ja die Nacht sehr früh endete, so war der erste Gang in den Keller neben der Gesindestube, wo Mittine vom Freitag her den Rest von Pfannkuchen oder Pickert oder Puffert aufbewahrte. Wenn sie wußte, daß ich kam, war etwas Besonderes bereitgestellt, etwa die geliebten Oikrabben oder im Winter ein Stück Hasenbraten. Dazu ein Kumpfen Milch, noch ein Pfeifchen angezündet, und man war wieder „zu Hause“!

Die bisher geschilderten Jugenderinnerungen betreffen im wesentlichen die schöne Naturumwelt, die uns aufwachsende Kinder umgab, den Beginn unserer Beschäftigung mit der lebenden Natur, das häusliche Leben und die nachbarlichen Freundschaften. Es konnten nur Ausschnitte sein aus der Fülle der Eindrücke und Erfahrungen, die einem Kinde die unerlässliche Grundlage zu einem vollen Bewußtsein seiner selbst zu bereiten haben. Von ausschlaggebender Bedeutung für die Bildung und Prägung der „Persönlichkeit“ ist die geistig-seelische Umwelt, die den jungen Menschen umgibt. Wenn ich mich anschicke, hier zu kennzeichnen, welche Erlebnisse der Jugendzeit meine geistige Entwicklung entscheidend bestimmt haben, so muß ich nun leider mehr noch als bisher mein Ich in den Vordergrund stellen. Es ist unmöglich, immer zu vermerken, wie und wo meine Geschwister und mein junger Freundeskreis an meinen Erlebnissen teilhatten. Aber unsere „Umwelt“ war die gleiche, eine „helle“ im besten Sinne dieses zur Zeit so beliebten Wortes, dessen Bedeutung erst die heutige Welt recht erkennt, in der so vieles „unheil“ ist. Da ich mich auf das Wesentliche beschränken muß, kommt es mir vor allem darauf an, einige Persönlichkeiten zu nennen, denen ich als geistigen Leitbildern den größten Dank schulde. Daß wir

im Hause „brave“ Kinder waren, darum bemühte sich die gute Mittine mit bestem Erfolg. Vater war kein Mann vieler Worte. Er wirkte durch seine charaktervolle Persönlichkeit und war unser Vorbild, das wir verehrten und liebten. Erst später wurde uns mehr und mehr bewußt, wie sehr Vater auch uns Kindern zugetan war und an unserem seelischen Leben und Erleben, das bisweilen auch stillen „Kummer“ mit sich brachte, in Liebe teilnahm.

Unter meinen Lehrern an der Volksschule war es vor allem **Rektor Schätzlein**, dem ich meinen Dank schulde. Er war ein vorbildlicher Lehrer und Erzieher. Seine harmonische, frohsinnige und wohlwollende Persönlichkeit fand in der Gemeinde bei jung und alt größte Achtung und Verehrung. In Freistunden während der Schulzeit durfte ich unter seiner Förderung gelegentlich meiner „Malerei“ frönen, wobei ich erstmalig mit Kaffee- oder Cichorienaufguß „farbige“ Bilder zustande brachte. Er war zugleich Organist und übertrug mir oft den Ehrenposten des Bälgetreters beim Orgelspiel in der Kirche. Rektor Schätzlein hat mich durch die gesamte Volksschulzeit hindurchgeführt, und das Lernen bei ihm hat immer Freude gemacht. Mit seinem ältesten Sohn Paul war ich gut befreundet. Er studierte zu meiner Zeit ebenfalls in Münster und fiel im Ersten Weltkrieg. Während der letzten drei oder vier Volksschuljahre nahm ich zugleich an den Privatstunden bei **Pfarrer Laurentius Becker** teil. Er kam aus dem sauerländischen Rösenbeck bei Brilon und erbaute 1889/91 an der Wiedenbrücker Landstraße (Unter den Ulmen) die St.-Pankratius-Kirche, an deren Chorseite ihm später seine Gemeinde ein würdiges Denkmal gesetzt hat. Pfarrer Becker war ein „Seelenhirt“ im wahrsten Sinne des Wortes, weithin angesehen und beliebt, sehr geachtet auch von Andersgläubigen, die oft zahlreich zu seinen volkstümlichen Predigten kamen. Er war klug und vielseitig gebildet, hatte viel Humor und eine immer bereite Herzensgüte. Der Jugend war er besonders zugetan. Als er nach dem Kirchenbau die Zeit dazu erübrigte,

richtete er eine „Privatstunde“ mit Unterricht in Latein und Griechisch ein, um Schulknaben aus der Gemeinde den Übergang auf ein Gymnasium oder in eine Klosterschule zu ermöglichen. Zu meiner Zeit waren es etwa 10 bis 12 Privatschüler, von denen wohl die Mehrzahl später in ein Kloster ging oder Weltpriester wurde. Genannt sei hier mein Freund **Wilhelm Bultmann** vom Meierhof an der Dalke, der später lange Zeit in China als Missionar tätig war, nach der Ausweisung bzw. Flucht in einem Kloster unweit von New York lebte und dort 1964 verstarb. Bei Besuchen in seiner geliebten Heimat in den letzten Jahren vor seinem Tode haben wir uns wiederholt in Gütersloh getroffen und uns in alter Freundschaft von vergangenen Zeiten und aus unserem Leben erzählt.

Zu meinen besonderen Freunden in jener Zeit zählte auch **Franz Münsterjohann**, dessen Eltern ein Haus mit Garten und Acker in der ehemaligen „Schalücks Heide“ nahe dem Süden der Eichenallee bewohnten. Der liebe Franz war ein fleißiger und sehr frommer Junge mit einem immerwährenden Lächeln im Antlitz, stand aber mit der Mathematik auf so heillosen Kriegsfuß, daß er auf dem Gymnasium ständig meiner Hilfe bedurfte. Er war als Pfarrvikar lange Zeit in einer Gemeinde im Sonnegebiet tätig und starb als „Geistlicher Rat“ Ende der 50er Jahre.

Der Unterricht bei Pfarrer Becker war ausgezeichnet, nie langweilig oder trocken, immer gewürzt mit irgendwelchen lustigen Einfällen. Wir liebten unseren Lehrer wie einen Vater. Schon als kleiner Junge hatte ich ihm oft zur Messe gedient. Später zog mich Pfarrer Becker oft zu besonderen Arbeiten heran. Vor allem mußte ich vor Weihnachten beim Aufbau der großen Krippe in der Kirche helfen. Ich entsinne mich, daß ich einmal einen besonderen Lobspruch und ein paar schöne Äpfel aus seinem Garten erhielt, weil ich es besonders gut gemacht hatte. Vor der Krippe hatte ich eine herrliche Landschaft hingezaubert, mit einem silbernen Bach, über den eine Brücke führte, mit Heidepartien und Wacholder-



Pfarrer Matthias Laurentius Becker

büschen, auch mit Findlingen und am Rande Felspartien. Auch grüne Weiden mit den Schäfchen der Hirten darauf und ein kleiner See mit Enten fehlten nicht. In jedem Jahr wurde die Krippenlandschaft größer und schöner. Pfarrer Becker verstand sich überhaupt meisterhaft darauf, dem Gottesdienst eine reiche Mystik zu verleihen. Zur mitternächtlichen Weihnachts-Uchte – um nur ein Beispiel zu nennen – ließ er durch Mitglieder des Gesellenvereins Tausende von kleinen Kerzen, in halbierten Kartoffeln befestigt, auf allen Vorsprüngen, Gesimsen usw. in der Kirche aufstellen, so daß mit dem riesigen Kerzen-Kronleuchter in der Mitte die ganze Kirche ein flimmerndes Lichtmeer war. Wenn dann die Orgel ertönte, von Rektor Schätzlein auf allen Registern gespielt, der Bläserchor von der Orgelbühne herunter schmetterte und die den Kirchenraum bis auf den letzten Platz füllende Gemeinde ein feierliches Weihnachtslied zu singen anhub, dann war das ein gewaltig eindrucksvoller Höhepunkt

kirchlichen Erlebens, dessen nachhaltiger Wirkung sich niemand zu entziehen vermochte. In seinen Predigten konnte Becker die Gemeinde zum Weinen, aber auch zum Lachen bringen, und er scheute sich keineswegs, die „launen“ Christen mit deutlichen Anspielungen zur Pflicht zu rufen.

Wir, seine ihm anvertrauten „Jünger“, erlebten aber zugleich immer wieder seine auch außerkirchlich so ungemein wohlthuende Menschlichkeit. Eine besondere Freude war es für uns, wenn unser Pfarrer in Neuenkirchen, Rietberg, Wiedenbrück oder sonstwo etwa ein „Konveniat“ hatte und wir ihn dann auf dem Rückwege abholen durften. Solche Wege wurden damals natürlich zu Fuß abgemacht; erst Jahre später fuhr sein Kaplan Schwirring mit dem Fahrrad. Beim Abholen unseres Pastors versteckten wir uns dann manchmal in Brünings Busch oder bei Wittrecks, um ihn mit Geheul zu empfangen. Bei Wittrecks mußten wir einmal bei solch einer Gelegenheit in den Wiesen mit ihm Champignons sammeln, was für uns etwas ganz Neues war, da damals auf dem Lande „Poggenstaöle“ nicht als Nahrungsmittel angesehen wurden.

Auch als ich nicht mehr in Gütersloh zu Hause war, habe ich bei jedem Aufenthalt in der Heimat zuerst Pfarrer Becker besucht, der mir ein geliebter väterlicher Freund geworden war. Er hatte gehofft, daß ich Priester werden würde. Aber er hatte dann auch großes Verständnis dafür, daß es nicht dazu kam.

Als nach dem Abschluß der Volksschule (1897) nur mit den bei Pfarrer Becker erworbenen Kenntnissen in Latein und Griechisch der Übergang auf ein Gymnasium sehr schwierig erschien, wurde ich nach Wiedenbrück auf die dortige „Rektorschule“ als einer Brücke zum Gymnasium geschickt. Es war die erste und nicht sehr leichte Trennung vom Elternhause. Zum Glück gingen auch die bereits erwähnten Wilhelm Bultmann und Franz Münsterjohann und ein weiterer Becker-Schüler, Josef Hellweg aus Kattenstroth, mit mir nach Wiedenbrück. Franz und ich wohnten unweit der Stadt bei

dem Rentanten Hensdieck, mit dem mein Vater gut bekannt war, und dessen Frau uns mütterlich umsorgte; Hellweg fuhr täglich mit dem Fahrrad zur Schule. Er starb 1903 als Student der Theologie.

Die Rektorschule in Wiedenbrück hatte damals etwa 40 Schüler, die in 2 Klassenzimmern von einem „Konrektor“ und dem geistlichen **Rektor Emil Möller** unterrichtet wurden. Das höchst Erstaunliche war, daß Rektor Möller in dem einen Jahre uns vier Kattenstrother durch den Lehrstoff der beiden Tertian hindurchführte, so daß Hellweg, Münsterjohann und ich Ostern 1898 die Aufnahmeprüfung für die Untersekunda des Gymnasiums in Gütersloh bestanden, während W. Bultmann in ein amerikanisches Kloster eintrat.

Mir hatte Emil Möller durch seinen Unterricht in Mathematik eine derart gute Grundlage des mathematischen Denkens gegeben, daß ich in Gütersloh bald als einer der besten Mathematiker der Klasse galt und in der Prima wohl hauptsächlich wegen meiner mathematischen und logisch-grammatikalischen Leistungen als Dritter mit (dem späteren Pfarrer) Fr. Rust und dem „Primus omnium“ Hans Richter die erste Bank drücken durfte. Dabei brachte es E. Möller fertig, sehr oft in der letzten halben oder auch ganzen Stunde des Unterrichts am Vormittag Ernst Reuter hervorzuholen und uns aus der „Strom-“ oder „Franzosenid“ oder von der abenteuerlichen Reise „Entspekter Bräsigts“ nach Berlin vorzulesen, wobei ihm selbst als erstem vom fröhlichen Lachen dicke Tränen über die Wangen rollten. Er machte mit uns auch schöne naturkundliche Wanderungen durch den Wiedenbrücker Stadtwald oder weiter hinaus und beauftragte uns mit lehrreichen Außenaufgaben wie dem Aufschreiben der zahlreichen Inschriften an den alten Wiedenbrücker Fachwerkhäusern oder dem Ordnen des Archivs der Domkirche usw. Auch seiner äußeren Erscheinung nach war Rektor Möller ein außergewöhnlicher Mensch, dessen hohe Intelligenz gepaart war mit der lebensfrohen Herzlichkeit eines tiefen Gemütes. Man darf es als ein großes Glück

betrachten, von diesem Mann in einem empfänglichen Lebensalter ein Jahr lang geführt worden zu sein und seine Freundschaft erworben zu haben.

Nach einem mehrmaligen Briefwechsel in den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg schrieb mir Emil Möller in den 20er Jahren, daß er in den Ruhestand getreten sei, sich nunmehr ganz der Leonardo-Forschung widmen wolle und nach Italien umzusiedeln gedenke. Er schickte mir dann auch wenig später einen Sonderdruck seiner Schrift „Wie sah Leonardo aus?“ und dann von Florenz außer mehreren Briefen auch einige für mich als Zoologen interessante Bilddrucke. Daß dann unser Briefwechsel zum völligen Erliegen kam, war wohl meine Schuld. Ich war 1928/29 ein Jahr lang in den Tropen und in den Jahren danach so sehr durch berufliche Verpflichtungen in Anspruch genommen, daß persönliche Angelegenheiten vernachlässigt werden mußten. Durch die Beschlagnahme meiner Wohnung gingen 1945 dann auch die Briefe Emil Möllers und seine mir gesandte Schrift verloren. Aber vergessen hatte ich meinen Freund und Lehrer nicht.

Um nun möglichst noch etwas über sein weiteres Schicksal zu erfahren, wandte ich mich an die Organisatorin der Wiedenbrücker „MONOGRAPHIE“, Frau E. Goretzki. Sie nannte mir einige für eine Auskunft in Frage kommende Persönlichkeiten und übersandte mir zur Einsichtnahme den Monographieband „Mittlere und höhere Schulen“, in welchem ich auf Seite 33 als Rektor in Wiedenbrück für 1896/99 einen „Erich“ Möller angegeben fand. Auf Anfrage teilte mir dann Rektor Dr. Fr. Flaskamp-Wiedenbrück mit, daß die Angabe in der „Monographie“ irrtümlich sei. Er verschaffte mir die Schrift von Dr. J. Köchling über „300 Jahre höhere Knabenschule Wiedenbrück“ (1937), in der auf Seite 65 nähere Angaben über Möller enthalten sind. Emil Möller wurde demnach 1869 in Dortmund-Hörde geboren, war nach der Priesterweihe außer als Leiter der Wiedenbrücker Rektorschule von Ostern 1896 bis Herbst 1899 noch an mehreren anderen Orten als

Gründer oder Leiter von ähnlichen Anstalten tätig, promovierte 1913 zum Dr. phil. in Kunstgeschichte, trat 1922 in den Ruhestand und widmete sich nunmehr ganz seinen schon vorher betriebenen Studien über Leonardo da Vinci. Von 1928 bis 1934 lebte er in Florenz, aus welcher Zeit auch wohl sein Hauptwerk über „Das Abendmahl des L. d. V.“ stammen dürfte. Dr. Möller nahm dann seinen Wohnsitz in München und starb im Jahre 1955 im Alter von 86 Jahren in Dürnhäusen/Oberbayern. — Frau E. Goretzki und Dr. Flaskamp möchte ich auch an dieser Stelle für ihre freigebige Hilfe meinen verbindlichen Dank sagen. — Daß ich es sehr schmerzlich bedauere, damals die Verbindung mit Dr. Emil Möller verloren zu haben, bedarf wohl keiner Versicherung.

Über die vier **Gymnasialjahre in Gütersloh** eingehend zu berichten, würde zu viel Raum beanspruchen. Es liegen viele und schöne Berichte darüber vor, was schon damals dieses Gymnasium an Besonderheiten bot und welche Rolle es im Leben der Stadt Gütersloh spielte. Ich kann nicht umhin, dankbar zu erklären, daß ich mich auf diesem Gymnasium trotz unausbleiblicher Hemmungen recht wohl gefühlt habe. Der gute Geist, der an der Schule herrschte, tüchtige Lehrer, bei denen auch — wie an allen solchen Anstalten — lustige Absonderlichkeiten nicht fehlten, die schönen Einrichtungen, wie Trommler- und Posaunenchor, Spiel- und Turnverein in verschiedenfarbiger Uniform, die „Gesellige Prima“ mit der „Grünen Weide“, an der ich auch wohl mit Versen und Illustrationen beteiligt war, die große „Turnfahrt“ und Gartenkonzerte bei Bertels, das alles war dazu angetan, uns Schülern die Jahre des „Paukens“ zu erleichtern und zu verschönern.

Was meine Leser aber gewiß interessieren wird, ist eine Antwort auf die naheliegende Frage: Wie war es mit dem Verhältnis von euch wenigen Katholiken zu der großen Mehrzahl der Schüler des erklärt evangelischen Gymnasiums? Dazu möchte ich folgendes sagen:

Es sei daran erinnert, daß damals der

unselige „Kulturkampf“, der seit Anfang der siebziger Jahre bis hin zum letzten sogenannten „Friedensgesetz“ vom Jahre 1887 die Gemüter in Deutschland aufs tiefste erregt hatte, in seinen betrüblichen Nachwirkungen noch lange spürbar war. Die Kluft zwischen den Konfessionen war vertieft worden, wenn auch äußerlich „Friede“ verkündet war. Es seien nur zwei Vorgänge erwähnt, an denen ich beteiligt war.

Zeitweilig war das bereits früher erwähnte „Pättken“ zwischen der Bäckerei Strothotte und der Bahnunterführung bei Greve & Güth, das uns katholischen Volksschülern als Schulweg diente, für unsere kleine Gruppe aus der Umgebung unseres Kolonats eine böse „Gefahrenzone“. Ein Trupp von kräftigen evangelischen Jungens aus dortiger Gegend, deren Anführer mir bekannt war, lauerte uns beim Heimweg an irgendeinem Versteck auf, um mit langen Stöcken uns „katholischen Bücke“ zu verprügeln. Das Schimpfwort war damals gebräuchlich. Wir wehrlosen Kinder mußten dann durch Lücken in den Gartenzäunen fliehen und versuchen, auf Umwegen nach Hause zu kommen. Wie mir gesagt worden ist, soll es in jener Zeit auch an anderen Stellen im Grenzgebiet der Stadt zu ähnlichen Angriffshandlungen gekommen sein. Es waren Auswüchse eines irreführenden kindlichen Aggressionstriebes, die schließlich von selbst aufhörten. Schmerzlicher war ein Erlebnis in der Prima des Gymnasiums. Während einer etwa halbstündigen Unterrichtspause, die aus irgendeinem Grunde entstanden war, wurden wir drei Katholiken wie auf Verabredung von der gesamten Klasse gleichsam umzingelt und mit den uns bekannten Streitfragen überschüttet, aber auch mit törichten Verdrehungen und Widersinnigkeiten, wie wir sie von vernünftigen Primanern nicht erwartet hatten. Wir wußten uns natürlich zu verteidigen. Dies war meines Wissens das einzige Vorkommnis solcher Art während unserer Gymnasialzeit. Hernach war wieder Ruhe, als wäre nichts geschehen.

Aber es war nun doch offen zutage getreten, von welchen aggressiven und er-

niedrigenden Vorurteilen unsere Kameraden, oder doch ein Teil von ihnen, uns gegenüber innerlich beherrscht waren, und dies war das Bedrückende, das zurückblieb. Es erklärte auch, weshalb wir Katholiken bisweilen das Gefühl hatten, nur „geduldet“ zu sein. Im allgemeinen jedoch war unser Verhältnis sowohl zu den Lehrern wie unter Klassenkameraden recht gut. Mit manchen meiner Mitschüler, unter denen eine ganze Reihe prächtiger Jungens war, verstand ich mich sogar sehr gut. Aber zu einer echten persönlichen Freundschaft kam es kaum jemals. Auch zu Hans Richter, der sich später so hervorragend um die Heimatforschung verdient gemacht hat (vgl. *GOTERSLOHER BEITRÄGE*, Heft 17/1967, S. 137 ff.), mit dem ich lange Zeit auf der gleichen Schulbank saß und mich immer bestens vertrug, kam keine dauerhafte freundschaftliche Beziehung zustande. Dazu waren offenbar die konfessionellen Gegensätze zu tiefgründig. Immerhin dürfte es bemerkenswert sein, daß die Königliche Prüfungskommission des Gymnasiums in dem mir erteilten „Zeugnis der Reife“ vom 4. Februar 1902 dem Wunsche Ausdruck gab, daß der Abiturient „dereinst mit Gottes Hilfe ein treuer Diener seiner Kirche“ werden möge.

Mein Vater war ungemein paritätisch gesonnen und hat auch uns Kinder dazu erzogen. Vielleicht hat dann Rektor Möller in Wiedenbrück die erste Grundlage eines bewußt prüfenden Denkens in mir entwickelt und dann am Gymnasium vor allem der hervorragende Unterricht des damaligen „Direx“ Dr. Lünzner die Ausrichtung zu einer logisch-klaaren Urteilsbildung entscheidend gefördert. Dazu kam die Schulung durch die eifrige Lektüre naturwissenschaftlicher und weltanschaulicher Streitfragen jener sehr bewegten Zeit und im besonderen das Studium von Joh. Janssens „Geschichte des Dt. Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters“, die unser Vater in seiner kleinen Bücherei besaß. Dieses „unbestritten meistgefeierte und meistgeschmähte Geschichtswerk des 19. Jahrhunderts“ hat mir zumal durch seine

Kritik und Gegenkritik unendlich viel gegeben. Es festigte sich in meinem Denken die Überzeugung, daß nur kritisches Urteil nach dem Grundsatz „audiatur et altera pars“ und streng kausales Denken zur Wahrheit führen könne. Von dieser Erkenntnis aus habe ich seit meiner Jugendzeit die konfessionelle Spaltung unseres Volkes als ein großes Unglück empfunden.

Die Schilderung dieses Abschnittes meiner Jugendzeit würde eines höchst wichtigen und beglückenden Elements ermangeln, wenn ich zum Abschluß nicht unserer Freundschaft mit der Gütersloher **Familie Vossen** gedächte, der meine Geschwister und ich von Jugend auf so unschätzbar viel verdanken.

Zunächst war es wohl die damals allseits hochgeachtete und liebenswerte Frau Gertrud Kluthe, die eine Villa an der Straße „Unter den Ulmen“ schräg gegenüber der St.-Pankratius-Kirche bewohnte, deren Wohltätigkeitsstreben sich der Privatschüler Pfarrer Beckers in mütterlicher Liebe annahm. So kamen wir dann auch bald mit der Familie ihres vortrefflichen Bruders Burghardt Vossen in der Münsterstraße in freundschaftliche Verbindung. Die Phalanx ihrer vier Töchter und eines Sohnes war jünger als ich, aber mit ihrem immer humorgeladenen Vater und ihrer herzensguten Mutter wetteiferte sie in echt rheinischer Fröhlichkeit! So gab es dann, bald bei „Tante“ Kluthe, bald im Hause Vossen, immer wieder heitere Geselligkeiten mit Spiel und Gesang, mit munterem Scherz und lustigen Darbietungen. Im Sommer wanderten wir hinaus, gern über das Ohlbrock und durch Brünings Busch zu „Tante Schalück“, wo dann Frau Kluthe, die mit einem Kutschwagen gekommen war, zum Kaffee Berge von Korinthenstuten-Schnitten mit Butter und Schinken oder Marmelade für die fröhliche Tafelrunde zubereitete. Das Trüppchen der Vossen-Kinder war bei diesen Veranstaltungen oft noch durch liebe Verwandte vom Rhein und von der Mosel verstärkt, die bei Vossens oder Frau Kluthe ihre Ferien verlebten. Es kann im einzelnen unmöglich geschildert werden, was alles wir in jenen Jahren in



Burghardt Vossen, Vater und Sohn, sowie Heinrich Jacobfeuerborn überschreiten auf einer Pirschjagd den Lutterbach bei Marienfeld (etwa um 1912)

diesem familiären Freundeskreis erlebt und angestellt haben, und wer im besonderen daran beteiligt war.

Als ich „jagdfähig“ geworden war, nahm mich Vater Vossen oft mit zu unvergeßlich schönen Pirschgängen auf dem Ohlbrock oder in der Marienfelder und Brockhagener Heide, wo dann auch sein Sohn Burghardt gewöhnlich mit dabei war. Alles in allem: Ich kann nur mit dem Gefühl herzlicher Dankbarkeit sagen, daß die Aufnahme in die gehobene Welt dieser Familie, das Erlebnis ihrer kulturvollen Häuslichkeit und im besonderen ihres geistvollen Frohsinns und ihrer beglückenden Freundschaft, die bis heute in nunmehr drei Generationen die gleiche geblieben ist, mir und meinen Geschwistern, die wir nach dem Tode unserer Mutter eines wahren Familienglücks entbehrten, unendlich viel bedeutet hat.

H. J. Feuerborn

Glanz und Ende der Barth'schen Stiftung

I.

Es war für die damalige Kleinstadt Gütersloh ein Glücksfall besonderer Art, daß ihr Bürger Heinrich Barth im Jahre 1858 den größten Teil seines nicht unbedeutlichen Vermögens seinen Mitbürgern vermachte.

Das Barvermögen der „Barth'schen Stiftung“ ist der großen Inflation des Jahres 1923 zum Opfer gefallen. Die vom Stiftungsvermögen errichteten Gebäude — das alte Rathaus und das alte ev. Krankenhaus — sind in jüngster Zeit gefallen. Von der Barth'schen Stiftung ist nichts mehr geblieben als die Erinnerung an sie. Auch diese schwindet und wird nach wenigen Generationen sterben.

Es ist daher das Anliegen dieses Beitrages, die Erinnerung an Heinrich Barth und seine hochherzige Stiftung wachzuhalten.

Dem Sterberegister der ev. Kirchengemeinde Gütersloh (Jahr 1858, Nr. 52) entnehmen wir, daß Heinrich Barth am 19. Mai 1858 in Gütersloh gestorben ist. Ferner ist dort vermerkt:

„Eberhard Henrich Barth (Güt 82), Wittwer, Kaufmann, geb. 12. 1. 1791, Sohn des verst. Christ. Jac. Gottlieb Gustav Barth u. der verst. Cath. Henriette Scherr, cop. 19. 9. 32 mit Friederike Luise Puwelle, die starb am 7. 6. 1849 ohne Kinder.“

Kurz vor seinem Tode, nämlich am 30. März 1858, hatte Heinrich Barth sein Testament errichtet, dem er am 5. Mai 1858 einen Nachtrag hinzufügte.

Das Testament beginnt mit den Worten: „Im Namen des Dreieinigten Gottes! Amen.

Da mich der Herr mein Gott mit zeitlichen Gütern reichlich gesegnet hat und ich wünsche, daß, da ich keine nahen Verwandte habe, nach meinem Ableben hierüber keine Streitigkeiten entstehen mögen, vielmehr mit meinem Vermögen etwas Gutes gestiftet werde,

so bestimme ich, da es möglich daß ich bald zu meiner himmlischen Heimath abgerufen werde, aus freier Entschliebung und bei ruhiger Überlegung, daß nachfolgende Punkte als mein letzter Wille Geltung erhalten und genau zur Ausführung gebracht werden sollen.“

II.

Das Testament hat im wesentlichen folgenden Inhalt:

Nachdem Heinrich Barth in § 1 den Kaufmann Heinrich Niemöller zum Testamentsvollstrecker ernannt und in § 2 zahlreiche Personen, vor allem seine Bediensteten bedacht hat, finden wir in § 3 den Inhalt der „Barth'schen Stiftung“:

10 000,— Thaler zur Erbauung eines Kranken- und Armenhauses für arme evangelische Einwohner der Stadt Gütersloh,

3 000,— Thaler zu dessen Einrichtung und Ausstattung,

15 000,— Thaler als eisernen Fond für die zukünftige Unterhaltung dieser Kranken- und Armenanstalt,

6 000,— Thaler für Begründung eines Pensionsfonds für die bedürftigen Witwen evangelischer Prediger der Stadt Gütersloh,

4 000,— Thaler für die Begründung eines Pensionsfonds für die bedürftigen Witwen der evangelischen Elementarlehrer der Stadt Gütersloh,

2 000,— Thaler zur Unterstützung ohne ihr Verschulden zurückgekehrter evangelischer Handwerker und Handarbeiter der Stadt Gütersloh,

3 000,— Thaler zur Verbesserung des Kirchenfonds der evangelischen Gemeinde der Stadt Gütersloh,

2 000,— Thaler zur Begründung einer Kleinkinderschule

für Kinder armer evangelischer Eltern in der Stadt Gütersloh,

1 000,— Thaler zur besseren Unterhaltung der hier selbst bestehenden Strick- und Nähsschule für arme Kinder,

10 000,— Thaler zur Erbauung eines Rathauses für die Stadt Gütersloh,

4 000,— Thaler Zuschuß zur Ausführung eines steinernen Gewölbes an der neugebauten evangelischen Kirche in Gütersloh,

3 000,— Thaler als Betriebskosten für die Stiftungen.

Soweit Heinrich Barth Versorgungsfonds begründete, ordnete er an, daß nur die Zinsen für den bestimmten Zweck verwendet werden sollten.

Auch hatte er einleitend hierzu gesagt, daß seine Stiftung für ewige Zeiten bestehen sollte.

Nachzutragen sind noch folgende Anordnungen in § 2 des Testamentes:

200,— Thaler für den Bau einer evangelischen Kirche in Wiedenbrück,

1 000,— Thaler für den hiesigen Gymnasialfonds,

2 000,— Thaler zur Beschaffung einer Orgel für die neue evangelische Kirche.

(Von dieser Summe ist die Orgel gebaut, die bis 1914 auf der dritten Empore der Martin-Luther-Kirche hinten im Turm stand. Diese Orgel wurde 1914/15 durch eine moderne Orgel der Firma Klasmeyer/Kirchheide in Lippe ersetzt.)

Im Testamentsnachtrag hat Heinrich Barth seine Stiftung geringfügig abgeändert.

Heinrich Barth bestimmte, daß die Stiftung einen Verwaltungsrat erhalten solle, der aus Bürgermeister Friebe (Vorsitzender mit doppelter Stimme), dem Praeses Presbyteril der evangelischen Kirchengemeinde, dem Kaufmann Wilhelm Bartels und dem Buchhändler Heinrich Bertelsmann zu bilden sei.

Heinrich Barth wollte die „speziellen



Kaufmann Heinrich Barth (1791 – 1858)

Bestimmungen über die Fonds“ noch in einem Nachtrag zum Testament niederlegen. Er erklärte aber zugleich, daß er Bürgermeister Friebe und Buchhändler Bertelsmann mitgeteilt habe, wie er sich die Ausführung seiner Stiftung denke. Diese sollten nach seinen Angaben die Stiftung ausführen, wenn er selbst zu den beabsichtigten Anordnungen nicht mehr komme.

III.

Heinrich Barth hat diese schriftlichen Anordnungen nicht hinterlassen.

Die Barth'sche Stiftung ist nach seinen mündlichen Angaben durch Statut vom 18. Juni 1861 errichtet. Das Statut befindet sich im Besitz der evangelischen Kirchengemeinde Gütersloh. In ihm sind die unter II mitgeteilten Positionen des Testamentes als verbindliche Norm der Stiftung niedergelegt.

Die bereits genannten Herren bildeten den ersten Verwaltungsrat. Der Verwal-

tungsrat hatte die Stiftung vor Privaten und Behörden zu vertreten.

Neben dem Verwaltungsrat wurde eine aus drei Mitgliedern bestehende Direktion zur Verwaltung des Kranken- und Armenhauses gebildet.

IV.

In dem von Dr. H. Richter und Rektor Herm. Goldstein herausgegebenen Buch „Die evangelische Gemeinde Gütersloh in Vergangenheit und Gegenwart“ (C. Bertelsmann, 1928) finden wir auf Seite 222 ff. folgende Ausführungen:

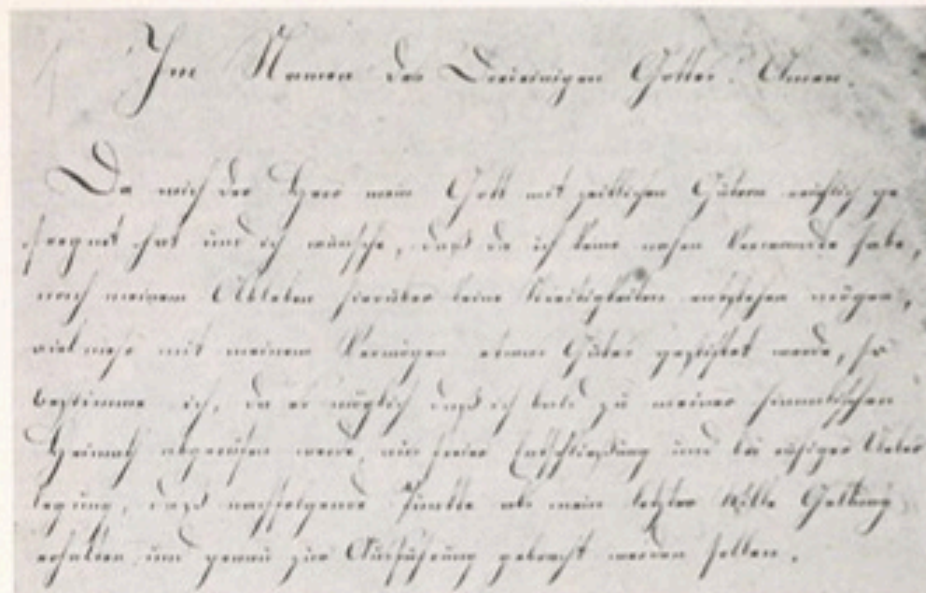
„Einer der größten Wohltäter unserer kirchlichen Gemeinde und unserer Stadt ist der am 19. Mai 1858 verstorbene Kaufmann Heinrich Barth, der durch sein Testament vom 30. März 1858 fast sein ganzes Vermögen für wohltätige Zwecke vermacht hat. Uns beschäftigen hier nur die Stiftungen für die evangelische Kirchengemeinde. (Es folgt eine Aufzählung der einzelnen Positionen.) Weiter heißt es dann: „Ehre dem Andenken dieses hochherzigen Mannes.“

Durch Barths Testament war also eine Frage ihrer Lösung nähergebracht, die schon seit Jahren die Gemüter bewegte: die Erbauung eines evangelischen Krankenhauses. Wer bedenkt, wie sehr die Wohnungsverhältnisse in der damaligen Zeit bei den breitesten Volksschichten zu wünschen übrig ließen, der kann ermes- sen, wie brennend diese Frage war und welch einen Fortschritt es bedeuten mußte, wenn die Gemeinde ein Krankenhaus erhielt, in dem die Kranken gesunde Räume, geregelte ärztliche Behandlung und gute, sachkundige Verpflegung hatten, in dem auch die unbemittelten Alten und Gebrechlichen ein Heim haben sollten. Am 17. Januar 1861 kaufte man von Bergmann an der Bielefelder Chaussee ein Grundstück, und am 15. Oktober 1862 wurde der Neubau, der für 13 Betten eingerichtet war, bezogen. Die Kosten des Hauses betragen 16 582 Taler. Erste Oberin war Schwester Emilie Heuser, die aus der Diakonissenanstalt in Kaiserswerth kam und die lange Jahre dem Hause vorgestanden hat.

Dr. Stohlmann wurde erster leitender Arzt. Die Verbindung mit der Gemeinde ist auf Anordnung des Stifters in der Weise geregelt, daß der Präses des Presbyteriums von Amts wegen zu dem aus vier Personen bestehenden Verwaltungsrat der Stiftung gehört, und daß die Pfarrer der Gemeinde die Pflicht haben, abwechselnd wöchentlich wenigstens einmal die Kranken seelsorgerlich zu besuchen. Im Laufe der Jahre ist das Haus wiederholt durch Um- und Ausbauten erweitert worden. 1892 entstand auch eine Isolierstation, damit man bei Infektionskrankheiten den behördlichen Anforderungen genügen konnte. Ein besonders großer Erweiterungsbau wurde 1902 ausgeführt, durch den das Haus neue Krankenzimmer, eine Kapelle und einen größeren Operationsraum erhielt. Auch einen Röntgenapparat, ein elektrisches Lichtbad und einen Pendelapparat bekam das Haus im Laufe der Jahre. Schon war 1914 eine weitere Vergrößerung beschlossen, als der Krieg ausbrach, der die Ausführung zunächst unmöglich machte.“

Weiter wird über die Zeit nach dem Ende des Ersten Weltkrieges berichtet:

„Da reichten die Räume des Krankenhauses nicht mehr, um alle die aufzunehmen, die daheim keine ausreichende Pflege haben konnten. Es mußte erweitert oder durch einen Neubau in günstigerer Lage ersetzt werden. Der Vorstand kaufte am 12. September 1919 ein an der Reckenberger Straße in der Nähe des Stadtparks gelegenes, 11 Morgen großes Grundstück, um das Haus zu geeigneter Zeit nach dort zu verlegen. Dazu fehlten aber zunächst die Mittel, da die Kapitalien der Stiftung während der Inflation verlorengegangen waren, ja ein bereits in der Ausführung begriffener Umbau mußte wesentlich eingeschränkt werden, weil es an Geld fehlte. Aber trotzdem hat der Vorstand in dem Bestreben, das Haus den Zeitumständen entsprechend zu verbessern, nicht nachgelassen. Wann man aber aufs Ganze gehen und an eine Verlegung des Krankenhauses denken kann, ist zur Zeit nicht zu übersehen.“ Das wurde 1928 geschrieben.



So begann in der Originalhandschrift das Testament von H. Barth (vgl. Text auf S. 656)

Zwei Jahre später finden wir in der „Gütersloher Zeitung“ vom 26. 5. 1930 unter der Überschrift: „Kommt das neue evangelische Krankenhaus?“ einen Bericht über die Überlegungen, die die evangelische Gemeindevertretung anstellte, um den Krankenhausneubau zu finanzieren. Die Finanzierung wurde sichergestellt.

Am 24. 1. 1932 fand die Einweihung des Neuen evangelischen Krankenhauses Barth'sche Stiftung statt. Bei dieser Feier sagte der damalige Vorsitzende des Verwaltungsrates, Herr Amtsgerichtsrat Dr. Wischnath:

„Es ist geboten, sich des Mannes zu erinnern, der der Urheber des Krankenhausbaues in Gütersloh überhaupt war und zu dessen Erinnerung dies Haus den Namen trage: Neues Evangelisches Krankenhaus Barth'sche Stiftung. Heute erscheint es fast unglaublich, daß ein solches Unternehmen einst mit den Kräften eines Privatmannes errichtet wurde. Heinrich Barth war ein weit vorausschauender kluger Mann.“

Das Grundstatut seiner Stiftung, von der das Krankenhaus ja nur ein Teil war und ist, kann auch heute noch für derartige Stiftungen vorbildlich sein, wenn diese heute überhaupt noch möglich sind.“

Die Krankenhäuser – Altes und Neues evangelisches Krankenhaus – trugen zwar noch den Namen Barth'sche Stiftung. Tatsächlich war aber von der Barth'schen Stiftung nichts mehr da. Alle Guthaben waren durch die Inflation des Jahres 1923 entwertet, beide Krankenhäuser hoch belastet, so daß auch sie einen greifbaren Wert nicht mehr darstellten.

Es erweckt noch nachträglich Hochachtung vor Verwaltungsrat und ev. Kirchengemeinde, wie sich beide gegen das herannahende finanzielle Ende der Krankenhäuser gestemmt haben. Am 24. 1. 1934 entsandte die Kirchengemeinde eine Kommission in den Verwaltungsrat, um die finanziellen Interessen der Kirchengemeinde nachhaltig wahrzunehmen. (Zu dieser Kommission gehörte auch der Unterzeichnete.)



Das 1862 – 1864 erbaute und 1971 abgerissene alte Rathaus (Foto aus dem Jahre 1962)

Die Kirchengemeinde ließ am 4. 7. 1936 die finanzielle Lage der Krankenhäuser durch einen Fachmann überprüfen. Durch die Überprüfung wurde die Notlage zwar festgestellt, aber nicht gebessert. Zudem waren bauliche Schäden an den Häusern, vor allem am neuen Haus, eingetreten, die behoben werden mußten. Geld stand hierfür nicht zur Verfügung. Ein nachgesuchter Kredit wurde versagt. Am 23. 9. 1937 beschloß der Verwaltungsrat der Barth'schen Stiftung, die Krankenhäuser der ev. Kirche anzubieten und die Stiftung aufzulösen.

Am 26. 8. 1938 beschloß die ev. Kirchengemeinde, die Häuser nicht zu übernehmen. Diese sollten der Stadt angeboten werden, die bei Übernahme die ev. Kirchengemeinde von allen Verbindlichkeiten freizustellen habe.

Die Stadt Gütersloh übernahm beide Häuser am 1. Januar 1939 in die städt. Verwaltung.

Im Volksmund wurde das alte Haus weiter als Barth'sche Stiftung angesehen, bis es der Spitzhacke, besser gesagt dem Räumagger zum Opfer fiel (Ende Februar 1969).

An dieser Stelle wurde ein neues Haus errichtet, welches mindestens teilweise den gleichen Zwecken dient, wie einst die Barth'sche Stiftung.

Der „Heimverband der Inneren Mission e. V.“ im evangelischen Johanneswerk e. V.“ hat auf dem Platz des alten Hauses ein Altenzentrum, das „Hermann-Geibel-Haus“ errichtet, das am 25. September 1973 eingeweiht wurde. In ihm finden die pflegebedürftigen Alten der Stadt eine Unterkunft und, wenn nötig und erwünscht, auch Pflege und Versorgung.

Dadurch, so kann man sagen, haben die Gedanken von Heinrich Barth an alter Stelle eine neue Pflegestätte gefunden.

V.

Eine hochragende, ständige Erinnerung an Heinrich Barth war das alte Rathaus an der Berliner Straße.

Eine Tafel, die im Treppenaufgang des Rathauses hing, trug folgende Inschrift:

„Dem Andenken des zu Gütersloh am 12. Januar 1791 geborenen und am 19. Mai 1858 gestorbenen Rentners Heinrich Barth, des Stifters dieses Rathauses und anderer, dem Wohl der Bürger gewidmeten Einrichtungen.“

Allen abwertenden Behauptungen gegenüber muß festgestellt werden, daß „das Gütersloher Rathaus für die historisch orientierte Baukunst der Mitte des vorigen Jahrhunderts als typischer Musterbau“ galt. (So: Axel und Christa Murken in Heft 24/ Juli 1971, S. 481 – 487, der GÜTERSLOHER BEITRÄGE). Ich verweise auf diesen Aufsatz, in dem die Verfasser mit großer Sachkenntnis und Liebe das Gütersloher Rathaus, seinen Stifter

und seinen Erbauer gewürdigt haben. Ich darf wörtlich zitieren:

„Das Gütersloher Rathaus kann als gutes Beispiel der vielfältigen Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts gelten.“

In seiner historischen Architektur, besonders der renaissancezeitlichen Baukonzeption mit gotischen Stileinflüssen, die sich vor allem in den beiden Türmen, dem Treppenaufgang und den spitzbogigen Doppelfenstern ausprägt, kann das Gebäude als Vorgänger der späteren, schon in die Baugeschichte eingegangenen Rathausbauten von Wien (1872 – 1883), Hamburg (1888 – 1897) und München (1888 – 1893) angesehen werden. Diesen Rathäusern steht das Gütersloher an baulicher Bedeutung in keiner Weise nach.“

Als diese Betrachtung in den „GÜTERSLOHER BEITRÄGEN“ erschien, war das Urteil über das Rathaus aber bereits gesprochen.

Es wurde in den Oktobertagen 1971 abgerissen.

Gütersloh erlitt dadurch einen unwiederbringlichen Verlust.

VI.

Heinrich Barth sagt in § 3 seines Testaments einleitend, daß er seine Stiftung für „ewige Zeiten“ errichtet.

Sie währte 113 Jahre.

Während dieser Zeit gab Heinrich Barth durch das von ihm gestiftete Rathaus dem Stadtbild Güterslohs das Gepräge. Die Stiftung ist mit all ihren Einrichtungen den Zeitläufen zum Opfer gefallen. Der Name des hochherzigen Stifters und Wohltäters aber sollte unvergessen bleiben.

W. Wißmann

Über den Wächtersang in Gütersloh

schrieb Hermann Eickhoff vermutlich in der „Gütersloher Zeitung“ unter einem 14. Januar wohl zu Beginn der 1920er Jahre einen Artikel, den ich in den Unterlagen meines Vaters fand und für wert erachte, durch einen Nachdruck der Vergessenheit entrissen zu werden. Hier im Original der volle Wortlaut unter der Überschrift „Zum Wächtersang“:

„Der Wächtersang in Gütersloh ist viel älter als kürzlich in einer Zuschrift an die Gütersloher Zeitung vermutet wurde. Mit aller Bestimmtheit läßt sich sagen, daß schon Ende des 18. Jahrhunderts die Sitte sich fest in Gütersloh eingebürgert hatte. Sie war eine Folge der reich gesegneten Wirksamkeit des Pastors Edler 1741 – 1783, von der man sich heute nur eine schwache Vorstellung machen kann. Man sang damals geistliche Lieder in Häusern und auf den Straßen. Als 1783 ein furchtbares Gewitter sich über Gütersloh entlud, sang man in den Häusern das herrliche Lied von Joh. Frank „Jesu meine Freude“. Darin heißt der zweite Vers:

Unter deinem Schirmen
bin ich von den Stürmen
aller Feinde frei.

Laß den Satan wettern,
laß die Welt erschüttern,
mir steht Jesus bei.

Ob es itzt gleich kracht und blitzt,
obgleich Sünd und Hölle schrecken,
Jesus wird mich decken.

Also seit 100 und mehr Jahren besteht das Wächtersingen. Wie wir älteren Gütersloher es noch selbst gehört haben, wurden Lieder gesungen, die wohl in dem alten Gütersloher Gesangbuch (Ravensberger Gesangbuch) standen, aber nicht in dem neuen, so z. B. „Willkommen Quell der Freuden“ am 3. Adventssonntag, „Ach wie laufen doch die Jahre“ am 4. Adventssonntag usw. An allen 4 Adventssonntagen, am Sonntage nach Weihnachten und am Neujahrstage, also

6mal wurde gesungen. Vor jetzt 54 Jahren (also wohl um 1870; Anm. der Redaktion) stand ich auf der Blessenstätte bei den Sängern, unter denen der alte Sommering mir noch gut bekannt ist. Der Nachwächter holte seine Freunde zusammen und sang dann in gewohnter Weise mit ihnen an allen Stellen der Stadt, wo er sonst mit der Pfeife das Zeichen zu geben pflegte. In den 70er Jahren hatte der Schreiber dieser Zeilen bei dem Wächtersingen mitzuwirken. Noch ging es 1875 und 76 ganz ruhig ab. Die Menge vor dem Rathause in der Neujahrnacht war außerordentlich groß. Wenn die Turmuhr schlug, ertönte der Pfiff des Wächters und dann sagte er den Vers her: Nun treten wir ins neue Jahr. Erst dann folgte der Gesang: Hilf, Herr Jesu, laß gelingen. Die große Versammlung spaltete sich dann in zwei Teile, der eine ging nach Süden, der andere nach dem Busche hin. Bis zum Jahre 1840 hatten die Wächter Hörner, mit denen sie ein Zeichen abgaben, erst damals trat auf Beschluß der Stadtverordneten eine Änderung ein, die wir als nicht glücklich bezeichnen können. Wiedenbrück hält fest an ähnlichen kirchlichen Sitten z. B. an der Osternacht; sollte es Gütersloh nicht tun? Darum wird jeder alte Gütersloher dem Jünglingsverein danken. Der verstorbene Kommerzienrat A. Niemöller sagte einst von dem Neujahrssingen: „Mir ging es durch und durch, als ich es hörte“, und Pastor Greve nahm 1876 in der Predigt darauf Bezug und sagte: „Noch hat sich die Sitte bei uns erhalten.“ E.“

Noch . . . , sagten unsere Vorfäter im Jahre 1876.

Heute, fast 100 Jahre später, wird zu unserer Freude in der Frühe an den Adventssonntagen noch immer gesungen. Zwar erklingt das Wächterhorn nicht mehr, dafür aber Posaunen und Flügelhörner mit ihrem weittragenden Schall.

E. Niemöller

Wappen der Stadt Harsewinkel – gestern und heute

Aufgrund des Bielefeld-Gesetzes wurden die bisher amtsangehörigen Gemeinden des Amtes Harsewinkel, die Titularstadt Harsewinkel sowie die Gemeinden Marienfeld und Greffen am 1. 1. 1973 zu der neu gebildeten Stadt Harsewinkel zusammengeschlossen. Durch diese Gebietsneuordnung ist auch die Neugestaltung des Wappens für die Stadt Harsewinkel erforderlich geworden, denn die bisherigen Wappen dürfen mit Wirkung vom 31. 12. 1972 nicht mehr geführt werden. In der Übergangszeit bis zur Neugestaltung und Genehmigung verwendet die Stadt Harsewinkel das kleine Landesiegel als Dienstsiegel.

Nach § 1 der Verordnung zur Genehmigungspflicht kommunaler Dienstsiegel, Wappen und Flaggen ist der Regierungspräsident zuständig für die Genehmigung zur Änderung und Einführung von Dienstsiegeln, Wappen und Flaggen der Gemeinden. Zuzufolge Absatz II der Verwaltungsverordnung zu § 11 der Gemeindeordnung kann die Einführung oder Änderung von Wappen nur genehmigt werden, wenn zugleich entsprechende Anträge für das Dienstsiegel vorgelegt werden.

Bereits der in der Zwischenzeit amtierende Koordinierungsausschuß für die Gebietsneuordnung hat sich am 17. 4. 1972 mit der Gestaltung des neuen Wappens befaßt und ist zu der übereinstimmenden Auffassung gelangt, die in den bisherigen Wappen des ehemaligen Amtes Harsewinkel geführten Symbole auch im neuen Wappen zu verwenden. Dabei sollte jedoch möglichst hinsichtlich des im Amtswappen für die Gemeinde Marienfeld gezeigten Symbols eine Änderung unter Einschaltung des Ortsheimatpflegers versucht werden.

Die bisherigen Wappen des Amtes Harsewinkel und der amtsangehörigen Gemeinden sind im Jahre 1939 durch den damaligen Oberpräsidenten der Provinz Westfalen aufgrund der vorausgegangenen Ratsbeschlüsse genehmigt worden.

Diese Wappen sind im Auftrage der Gemeinden und des Amtes in Zusammenarbeit mit dem Staatsarchiv Münster von dem verstorbenen Heimatforscher Rektor Bernhard Ohlmeyer in Greffen entworfen und von dem Graphiker Waldemar Mallek in Münster heraldisch gestaltet worden.



Stadt Harsewinkel

Beim Wappen der Gemeinde Greffen konnte man auf eine historische Vorlage zurückgreifen. Eine Sassenberger Burgmannsfamilie, die mit dem Haupthof in Greffen belehnt war, hatte sich nach diesem Besitz benannt und ihre Urkunden mit einem Siegel beglaubigt, das im Westfälischen Siegelbuch (Bd. IV, Tafel 167, Nr. 12) abgebildet ist, mit der Umschrift: S. Gractonis de Grevene 1336.

Das Siegel trägt einen Schrägbalken mit 3 Kämme. Wahrscheinlich handelt es sich um Roßkämme, wie sie bei der Mähnen- und Schweifhaarpflege gebräuchlich sind, was vielleicht einen Rückschluß auf die Stellung des Burgmannes als Betreuer des Marstalles zuläßt. Da die Farben des

Siegels unbekannt waren, wurden für das Gemeindegewappen die Farben des roten münsterischen Stiftschildes angenommen. Den Schrägbalken wandelte man in einen Wellenbalken um, um die Lage des Gemeindebezirkes im wasserreichen Ems-Hesselgebiet, das eine alte Territorial- und Volkstumsgränze darstellt, zu kennzeichnen.

Für **Harsewinkel** fehlte eine historische Vorlage, da sich von einem wahrscheinlich vorhanden gewesenen Ratssiegel und von der Hofmarke des Richterhofes (Meier Overesch) keine Spur und kein Hinweis erhalten hat. Man ging deshalb von der Namensdeutung Harsewinkel – Roßwinkel aus und entwarf ein sogenanntes redendes Wappen. Der rote Schild erhielt einen goldenen Wellengöpel, bewinkelt mit 3 silbernen Pferdeköpfen. Es wurden die münsterische Farbe Rot/Gold und die ravensbergische Rot/Silber genommen, um die Lage der Gemeinde an der Grenze des Münsterlandes und der ehemaligen Grafschaft Ravensberg anzudeuten. Der Wellengöpel sollte auf den Wasserreichtum der Grenzlandschaft hinweisen.

Für **Marienfeld** boten sich verschiedene historische Vorlagen an, doch schieden religiöse Symbole – das allgemeine Zisterzienser-Wappen – infolge der damaligen staatlichen Einstellung aus, während das Wappen des Edelherren Widukind von Rheda, Stifter des Klosters Marienfeld, allein einen falschen Eindruck erweckt hätte. Man beschritt deshalb einen Mittelweg. Der Schild wurde waagrecht geteilt. In der oberen silbernen Hälfte stand wachsend ein schwarzer Löwe mit roter Zunge und goldener Bewehrung. Diese Darstellung wurde dem Grabmal des 1189 vor Akkon gefallenen Widukind in der jetzigen Klosterkirche Marienfeld entnommen. Die untere grüne Hälfte wurde mit den drei Marienblümchen ein redendes Wappen für den Namen des Ortes, wengleich doch der Name Marienfeld von der Klostergründung „campus sanctae mariae“ abgeleitet ist.

Das Amtswappen des ehemaligen Amtes

Harsewinkel übernahm den Schild des Gemeindegewappens von Harsewinkel und bewinkelte ihn mit einem Pferdekopf, dem Greffener Kamm und der Marienfelder Blume.

Wegen der nunmehrigen **Neugestaltung des Wappens für die Stadt Harsewinkel** nahm die Stadtverwaltung mit dem Staatsarchiv in Münster Verbindung auf. Diese Dienststelle hat für die Entwurfsberatung wiederum den Heraldiker Waldemar Mallek in Vorschlag gebracht, der bereits die früheren Wappen geschaffen hat. Nachdem inzwischen die Gebietsneuordnung durchgeführt worden war, wurde für das Genehmigungsverfahren das Staatsarchiv Detmold zuständig. Die von dem Heraldiker Mallek erarbeiteten Entwürfe, bei denen auch die Vorschläge des Ortsheimatpflegers Hermann Homeyer aus Marienfeld Beachtung fanden, wurden mit dem Staatsarchiv Detmold abgestimmt.

Nach wiederholten Verhandlungen mit dem Staatsarchiv Detmold hat Heraldiker Mallek je vier Wappen-, Flaggen- und Bannerentwürfe für die Stadt Harsewinkel zur Stellungnahme vorgelegt. Das Staatsarchiv Detmold hat sich mit diesen Wappenentwürfen einverstanden erklärt, gibt aber dem Entwurf Nr. 2 (schwarze Figuren auf gelbem Schild mit rotem Wellengöpel) den Vorzug, ebenfalls der geschwungenen Schildform. Die Farben der Flaggen sind den jeweiligen Wappenfarben angepaßt. Beim Wappen Nr. 2 würden die Flaggenfarben gelb/schwarz/gelb sein. Das Archiv empfiehlt diese Farbzusammenstellung mit der Begründung, daß diese Farben in unserem Raum nicht so häufig auftreten und für die neue Stadt Harsewinkel besonders geeignet erscheinen. Im Entwurf Nr. 1 sind die Farben des bisherigen Wappens beibehalten.

Der Kulturausschuß der Stadt Harsewinkel hat am 30. 8. 1973 die erstellten Entwürfe, die durch den anwesenden Heraldiker Mallek erläutert wurden, zur Kenntnis genommen.

Der Ausschuß gab dem Rat der Stadt Harsewinkel die einstimmige Empfehlung,

den Entwurf Nr. 2 für das Wappen und die Flaggen sowie die Banner verwirklichen zu lassen und die Genehmigung hierzu beim Regierungspräsidenten in Detmold einzuholen.

Durch den Rat der Stadt Harsewinkel ist

Schulnot – ein Problem unserer Zeit?

Glauben wir das wirklich? Wir haben doch ein geordnetes Schulrecht, schöne Schulhäuser und Lehrer, die sich wirtschaftlich nicht besser oder schlechter stehen als andere Berufe.

Was das immer so in Gütersloh?

Ein erschütterndes Bild von dem Elend der Lehrer auf dem Lande und in kleinen Orten enthüllt ein Bericht aus Gütersloh in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts. Ein Gütersloher veröffentlichte im Jahre 1803 folgenden kurzen, aber vielsagenden Bericht:

„In Gütersloh lebt ein Schullehrer in einer wahrhaft bejammernswürdigen Lage. Als Rektor, also erster und wohl einziger Schullehrer am Orte, genießt er eine jährliche Einnahme von 80 Reichsthalern, die ihm überdies aus der Hungerquelle des Schulgeldes zufließen, eine Quelle, die bekanntlich sehr trübe fließt und oft genug ganz versiegt. Daß der Mann bei dieser Stelle vollkommen verarmt ist, daß in benachbarten Städten Menschenfreunde um Beiträge für ihn angesprochen werden, um die Blöße seiner Kinder zu decken, kann wohl jeder verstehen. Aber nicht zu verstehen ist, wenn eine wohlhabende Gemeinde den Lehrer ihrer Kinder in ein solches Elend sinken läßt. Doch der Jammer ist damit noch nicht erschöpft. Der Schullehrer, der in jüngeren Jahren ein sehr tüchtiger und fleißiger Lehrer gewesen ist, wird jetzt von der Gicht derartig zusammengezogen, daß er weder gehen noch stehen kann. Trotzdem zwingt ihn die bitterste Not, Schule zu halten. Die Schüler fahren den alten Mann in einem kleinen Wagen in das Schulhaus und wieder nach Hause.

am 2. Oktober 1973 entschieden worden, der Empfehlung des Kulturausschusses zu folgen und beim Regierungspräsidenten in Detmold die Genehmigung für das neue Stadtwappen einzuholen.

J. Wilhalm, Stadtheimatpfleger

Während des Unterrichts hebt ihn oft der Schmerz von seinem Sitz konvulsivisch in die Höhe und entreißt seiner Brust einen lauten Schrei.“

Im Juni 1973 berichtete die Presse von den Initiativen der Elternschaft der Schulkinder in Blankenhagen: „Sorgen in Blankenhagen, Unterricht nicht zumutbar.“ Wie war es „anno dazumal“ in Blankenhagen?

Bis zum Jahre 1825 waren für die ev. Gemeinde nur 2 Schulen vorhanden. Die Kinder, die in diesen Schulen nicht bleiben konnten, wurden in sogenannten Winkelschulen unterrichtet. Dann wurde das Schulwesen besser geordnet:

1. Für die Schule zu Gütersloh ein 3. Lehrer und für die Landgemeinde ein 2. Lehrer – einer für Blankenhagen und Pavenstädt und einer für Sundern und Nordhorn – angestellt,
2. die Gemeinde in Schulbezirke eingeteilt,
3. der Schulzwang eingeführt,
4. ein eigener Schulvorstand und später auch
5. ein eigener Schulfond gebildet.

Der Schulvorstand bestand 1835 aus den Pfarrern, Lokalbeamten sowie den Mitgliedern:

- a) Kaufmann Lepper
- b) Holzhändler Meisenschmidt
- c) Kaufmann Oldermann
- d) Kaufmann Piange
- e) Meier Witthof
- f) Colon Epke
- g) Colon Zurmühlen
- h) Colon Stertkamp

Durch die Verbesserung der Schulorganisation wurden Lehrer angestellt:

1. Der Schulamtskandidat
Friedr. Recklinghausen aus Rheda
als 3. Lehrer der Schule zu Gütersloh,
2. der bisherige Nebenschullehrer
Fr. W. Menkhoff als Lehrer für die
Schulen zu Blankenhagen und
Pavenstädt,
3. der bisherige Nebenschullehrer
M. C. Schlungk als Lehrer für
Nordhorn und Sundern.

Am 17. Juni 1828 kam es in der Bauerschaft Blankenhagen zur Teilung der Lutter-Heiden von insgesamt 1059 Morgen. Die Schule Blankenhagen erhielt bei dieser Teilung der bisherigen „Gemeinheiten“ ein Stück Land von 9 Morgen und 104 Ruthen in der Mitte der Bauerschaft zugewiesen.

1837 erfolgte der Bau der Schule Blankenhagen, und kurz danach (1843/1845) kam es zur Trennung von Stadt- und Landgemeinden. Durch die vermögensrechtliche Auseinandersetzung wurden die Schulhäuser den Gemeinden zugesprochen, in denen sie lagen.

Die Schulbaukosten Blankenhagen betragen ca. 2000 Taler. Davon brachte die Gemeinde durch eine „deficits Steuer“ 1000 Taler auf, 300 Taler schenkte die Provincial-Hilfskasse, dazu gab sie noch ein Darlehen von 700 Talern (bei 15jähriger Amortisation). Die jährlichen Rückzahlungen von 66 rtt 15 agr. teilten sich die Stadt und das Amt Gütersloh.

Am 4. Dezember 1837 wurde die neue Schule Blankenhagen in Benutzung genommen. Zur Feier der Einweihung erschienen der Landrat, Pastor Greve, Bürgermeister Haage, die Mitglieder des

Schul- und Gemeindevorstandes und viele Gemeindeglieder. Pastor Greve sprach zuerst die versammelte Schulkinder an. Darauf eröffneten die Schüler unter Anführung ihres Lehrers und „Anstimmung eines passenden Liedes“ den Zug zur Schule. Das Gebäude war mit vielen Kränzen geschmückt und strahlte in festlichem Glanz. Pastor Greve fühlte sich dann – 1837 – veranlaßt, Rückblick zu halten und die alten Schulzeiten mit den derzeitigen – ach so fortschrittlichen – zu vergleichen.

Den Unterricht an der Schule gestaltete nach Lehrer Menkhoffs Wirken (1825 – 10. 8. 1832) Lehrer Nolting aus Senne II bis zu seinem Tode 1841. Er starb im Alter von 32 Jahren an der Schwindsucht. Sein Jahres-Einkommen betrug ganze 120 rt. Nollings Nachfolger wurde im September 1841 der Lehrer Blankenhahn als erwählter Schulamtskandidat, aber nur mit einem Gehalt von 100 rt.

Blankenhahn wurde in Böhhorst bei Minden geboren und kam von Werther nach Blankenhagen.

1897 waren an der Blankenhagener Schule die Lehrer Koke und Köster tätig. Im

Besitz von Frau Anna Maibrink/Gütersloh befindet sich noch ein Bild aus ihren Kindertagen:

Schule Blankenhagen,
Sedansfest 2. September 1897.

Frau Maibrink erinnert sich noch sehr genau an die Strenge und auch die Güte ihrer Lehrer und hebt beim Erzählen erinnerungsvoll die Hand: „Oh, oh, oh...“ Viele ihrer Mitschülerinnen kennt sie noch auf dem Bilde wieder und nennt sie beim Namen (vgl. S. 666 unten).

26 Mädchen auf einem Bilde!

Wie waren die Mädchen damals gekleidet? Hochgeschlossen bis zum Halse, meist in Schwarz, Puffärmel, Rüschen, handgearbeitete Kragen, das Haar gescheitelt, zu einem Zopf gebunden. Sicher haben die Kinder nie von der Freizeit zu träumen gewagt, die unsere Jugend heute hat. Eine Erfahrung des Lebens ist aber doch, daß man das Harte, Schwere in der Erinnerung oft verdrängt und das Sonnige, Schöne haften bleibt. Wie sagte doch Frau Maibrink vielsagend: „Oh, oh, oh...“

E. Niemöller

Schule Blankenhagen: Sedansfest 2. September 1897



links
Lehrer Koke

rechts
Lehrer Köster

I. R. oben: Lohmeyer, Fissenwert, Weimann, – , Besuch, – ,
Bernpohl, Krull, Wixforth, Redeker, Lütkemanna, – , Besuch
– , Meiners (Maibrink), Mark, Kornfeld, Birkenhake, – , Redeker, – ,
Kirchhoff, Lehmann, Lütkemanna, – , Elsing, – , Kirchhoff

Berühmte Köpfe aus dem Kreis Gütersloh

Diedrich Murken (1893 – 1958)

Leben und Wirken eines Gütersloher Frauenarztes

Für die allgemeine Geschichte der Medizin erscheint es wohl weniger interessant als für die Heimatgeschichte, die Biographie eines engagierten Gynäkologen

und Geburtshelfers aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts festzuhalten, der im August dieses Jahres 80 Jahre alt geworden wäre. Es handelt sich um die

Lebensgeschichte eines Arztes, der sich wie viele andere seiner Standeskollegen mit großem Pflichtgefühl seinen Patienten widmete und sich erst in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens durch die Gründung einer Privatklinik einen überregionalen Ruf erwarb.

Die Zeit, in der Diedrich Murken studierte und praktizierte, war nicht nur politisch von großen Umwälzungen und Neuerungen begleitet, sondern erschloß auch der praktischen Medizin bisher ungeahnte neue Möglichkeiten der Diagnostik und Therapie. Die Einführung der Röntgenstrahlen in die medizinische Diagnostik unmittelbar nach ihrer Entdeckung im Jahre 1895, die Begründung der Chemotherapie (1910) durch das neue Arzneimittel Salvarsan oder der Beginn der Ära der Antibiotika durch die Entdeckung der keimhemmenden Wirkungen des Sulfonamids (1934) und des Penicillins (1942) sind nur einige der wichtigsten Meilensteine der modernen Medizingeschichte.

Es war in jeder Hinsicht eine unruhige Epoche, in der gerade dem praktizierenden Arzt, ob er nun auf dem Lande, in der Stadt oder auf irgendeinem Kriegsschauplatz tätig war, viel Können, Flexibilität und Fleiß abverlangt wurde. Schon damals erweiterte sich ständig das medizinische Wissen; neue Therapieformen überholten alte, und das heutige Gesundheits- und Krankenhauswesen gewann in diesen Jahrzehnten die ersten klaren Konturen. Die wachsenden Aufgaben, Probleme und Verpflichtungen, die in dieser Zeit an den niedergelassenen Arzt gestellt wurden, haben auch das Leben dieses Göttersloher Mediziners geprägt.

Diedrich Murken wurde am 17. August 1893 als Sohn des Gymnasialprofessors Diedrich Murken (1856–1937) und seiner Ehefrau Elise, geb. Schaberg (1870–1959) in Herford als ältester von zwei Söhnen geboren. Die Vorfahren stammten väterlicherseits aus dem Bremer Teufelsmoor, wo sie seit dem 17. Jahrhundert als Moorbauern ansässig waren. Die Ableitung des Namens „Murken“ hängt unmittelbar mit dem Wort „Moor“ zusammen. Mitte



Diedrich Murken als 26jähriger Assistenzarzt in Stolp (1921)

des 19. Jahrhunderts durchbrach der Großvater Hinrich Murken (1819–1892) die bäuerliche Tradition; er wurde Organist und Volksschullehrer und war seit 1854 in Königreich bei Buxtehude und später in Ahausen, Kreis Rotenburg, als Hauptlehrer tätig. Die Mutter stammte aus einer Münsteraner Kaufmannsfamilie, die seit 1851 am Prinzipalmarkt eine Glas- und Porzellanwarenhandlung betrieb.

Der Junge zeichnete sich schon früh durch sein Interesse an naturwissenschaftlichen Phänomenen und eine starke, gefühlsmäßige Bindung an seine Heimat aus. Von 1899 bis 1903 besuchte er die Herforder Volksschule, anschließend ging er von 1903 bis 1913 auf das humanistische Friedrichs-Gymnasium in Herford. Abgesehen von einem halbjährigen Kur-aufenthalt auf Norderney im Jahre 1908 verlief die Schulzeit unter der Obhut der verständnisvollen Eltern harmonisch, und sie boten ihm vielerlei Anregungen kultureller Art. Sein Vater, der später Leiter der Herforder Landwirtschaftsschule wurde, nahm ihn schon früh auf seinen

Wanderungen durch das Weserbergland mit, um ihm die Naturlandschaften und Baudenkmäler zu zeigen.

Nach dem Abitur (Ostern 1913) meldete sich Diedrich Murken als Freiwilliger zum Militärdienst und kam am 21. April des gleichen Jahres als Fahnenjunker zum Hannoverschen Pionier-Bataillon Nr. 10 nach Minden. Jedoch schon ein halbes Jahr später mußte er aus Gesundheitsgründen um seine Entlassung bitten. Er begann nun, im Wintersemester 1913/14 in Göttingen Medizin zu studieren. An der Göttinger Universität hörte er in den nächsten beiden Semestern vor allem Anatomie, die von dem berühmten Anatomen Friedrich Merkel (1845–1919) gelesen wurde. Daneben belegte er aber auch Vorlesungen innerhalb der philosophischen Fakultät, hier interessierten ihn damals besonders religionsgeschichtliche Fragen.

Als am 1. August 1914 die allgemeine Mobilmachung befohlen wurde, brach er sein Medizinstudium ab und meldete sich sofort in Hannover zu den Fahnen. Er verbrachte die nächsten 14 Monate beim Hannoverschen Pionier-Bataillon und hatte nebenher die Gelegenheit, die Technische Hochschule in Hannover zu besuchen. Im Oktober 1915 kam es zum ersten Fronteinsatz, und er nahm an den Stellungskämpfen in Flandern als Unteroffizier bei den Pionieren teil. Zwei Jahre später kommandierte man ihn als Führer und Leutnant des Scheinwerferzuges 267 an die rumänische Front. Die meiste Zeit kämpfte er mit seinem Zug im Putnall in Siebenbürgen, bis der Waffenstillstand im März 1918 zwischen Deutschland und Rußland auch in Rumänien die Waffen ruhen ließ.

Als verabschiedeter Offizier, der mit dem Eisernen Kreuz Zweiter und Erster Klasse ausgezeichnet worden war, nahm er noch im Frühsommer 1918 in Göttingen das Medizinstudium wieder auf und legte dort am 22. März 1919 das Physikum ab. Zum klinischen Studium zog es ihn nun von Göttingen nach Jena, wo in dieser Zeit bedeutende Mediziner wirkten und lehrten. Schon bald erwarb er sich wohl



Der Gynäkologe Dr. Diedrich Murken mit seiner Tochter Gisela im Jahre 1934 (Bild von Bernhard Dorries)

das Vertrauen des großen Chirurgen Erich Lexer (1867–1937), der dem jungen Studenten ein Bild von sich widmete, das noch heute im Familienbesitz aufbewahrt wird. Während des klinischen Praktikums an der Psychiatrischen Universitätsklinik lernte Murken seinen späteren Doktorvater Hans Berger (1873–1943) kennen, der als erster 1929 die elektrischen Aktionsströme im Gehirn nachweisen konnte. Daraus entwickelte sich bald die Enzephalographie, kurz EEG genannt, die heute zur Routine der medizinischen Diagnostik gehört. Zusammen mit Professor Berger wurde das Thema seiner Doktorarbeit ausgesucht: „Psychosen nach Kohlenoxyd-Vergiftungen.“ Dem Doktoranden kamen hierbei einerseits seine eigenen Erfahrungen im Felde zustatten, zum anderen überließ ihm Hans Berger einen Teil seiner im Krieg gesammelten Aufzeichnungen. Doch bevor die Arbeit abgeschlossen werden konnte, meldete er sich zum medizinischen Staatsexamen, das er am 8. Dezember 1920 bestand. Ein halbes Jahr später reichte er der Medizi-

nischen Fakultät in Jena seine Dissertation ein, und am 8. Juni 1921 wurde er zum Doktor der Medizin promoviert.

Die damals vorgeschriebene einjährige Medizinalassistentenzeit verbrachte er am Städtischen Krankenhaus in Stolp in Pommern. Dort scheint er unter dem nachhaltigen Einfluß von Professor Lexer den Entschluß gefaßt zu haben, sich als Facharzt für Chirurgie ausbilden zu lassen. Nach einer zwölf Monate dauernden ärztlichen Tätigkeit auf der Inneren Station des Stolper Krankenhauses unter dem Internisten Walter Thilenius, wurde er Assistent auf der chirurgischen Abteilung des gleichen Hauses.

Die Jahre in Stolp müssen für den jungen Assistenten besonders glücklich gewesen sein (Abb. 1). In dem damaligen Chefarzt, Professor Dr. Carl Ludwig Creite (geb. 1876), der sich als Chirurg einen Namen gemacht hatte, fand er einen verständnisvollen Lehrer, der ihm optimale Arbeitsbedingungen ließ und ihn 1924 zu seinem Oberarzt ernannte. Doch scheint um die Mitte der zwanziger Jahre der Wunsch in ihm geweckt worden zu sein, sich auch noch in der Geburtshilfe und Gynäkologie weiter auszubilden. Er verließ deshalb im September 1925 nach über vierjähriger chirurgischer Tätigkeit Stolp und ging als Assistent an die Hebammenlehranstalt nach Osnabrück. Diese Anstalt genoß damals unter dem Gynäkologen Paul Reißmann (1867–1932) einen ausgezeichneten Ruf. Reißmann hatte nicht nur eine besondere Vorrichtung und Methode zur Blutstillung der atonalen Blutung im Wochenbett eingeführt, die nach ihm das Reißmannsche Kompressorium genannt wurde, sondern hatte sich auch durch sein Lehrbuch für Wochenbettpflegerinnen (Berlin 1901) einen Namen als Lehrer gemacht. Als Reißmann Ende 1925 der Chefarztposten der Provinzial-Hebammen-Lehranstalt in Hannover angeboten wurde, sagte er zu und nahm seinen Assistenten mit.

In Hannover entfaltete Diedrich Murken unter der Ägide von Reißmann eine große Vielseitigkeit und unermüdliche Schaffenskraft, die typisch für sein zukünftiges

ärztliches Wirken werden sollte. Er widmete sich hier nicht nur dem Klinikdienst, der Mütterberatungsstelle und der Ausbildung der Hebammenschülerinnen, sondern wandte sich auch wissenschaftlichen Fragen zu. Im Jahre 1926 wurde der Anstalt eine Säuglingsabteilung angegliedert, deren Leitung man ihm übertrug. Ein Jahr später rückte er zum Oberarzt auf, der mit der Vertretung Reißmanns betraut wurde. In diesen Jahren fand er aber auch noch Gelegenheit, seinen sportlichen Neigungen nachzugehen und 1926 seine Ausbildung zum Sportarzt am Deutschen Hochschulinstitut in Marburg abzuschließen.

Mit der Beendigung der Facharztausbildung im Jahre 1928 wurde die Frage akut, weiter hauptsächlich klinisch tätig zu bleiben oder sich als Facharzt für Frauenkrankheiten niederzulassen. Er entschied sich für die Niederlassung und eröffnete am 25. September 1928 in Gütersloh nicht weit von seiner Geburtsstadt Herford eine Frauenarztpraxis in der Moltkestraße 21. Die ersten Jahre in Gütersloh waren von mancherlei Schwierigkeiten gezeichnet, was ihn wohl bewog, 1929 für mehrere Monate bei der Hapag auf der Hamburg-Südamerika-Linie als Schiffsarzt anzuheuern. Die anfänglich in Aussicht gestellte Zulassung zu den Krankenkassen wurde erst Jahre später in die Tat umgesetzt, und den Bestrebungen, im alten Krankenhaus an der Berliner Straße eine geburtshilflich-gynäkologische Station einzurichten, war nur ein kurzer Erfolg im Jahre 1932 beschieden. Wenige Zeit später wurde von seiten der Stadt eine eigene Fachabteilung am Evangelischen Krankenhaus gegründet und der Frauenarzt Helmut Lamprecht nach Gütersloh geholt. So war Diedrich Murken gezwungen, da er auf seine klinische und vor allem operative Tätigkeit nicht verzichten wollte, auf die umliegenden Krankenhäuser in Neuenkirchen, Rheda, Verl und Harsewinkel als Belegarzt auszuweichen. In diese Jahre fallen auch die Überlegungen, die Privatfrauenklinik „Weißer Hirsch“ in Dresden zu übernehmen, jedoch wurde bald wieder davon Abstand genommen, da ihm der

Wegzug aus Westfalen viel zu schwer erschien.

Um so glücklicher verlief seine persönliche Entwicklung in den dreißiger Jahren in Gütersloh: Am 19. Mai 1931 heiratete er die junge Berufsschullehrerin Elisabeth Goebel, die aus einer Hannoveraner Philologenfamilie stammt. Ein Jahr später (1932) wurde sein erstes Kind, die Tochter Gisela, geboren. Es erblickte unter seiner ärztlichen Obhut im alten Krankenhaus auf seiner Abteilung das Licht der Welt (Abb. 2). Bald sollten in den nächsten Jahren bis 1945 vier Söhne folgen.

Die ausgedehnte Praxis und die Familiengründung machten es zu Beginn der dreißiger Jahre notwendig, nach größeren Räumlichkeiten Ausschau zu halten. 1932 konnte die Villa Vogt in der Kökerstraße 23 (Ecke Eickhoffstraße) angemietet werden, ein Haus, das in idealer Weise den beruflichen und persönlichen Bedürfnissen entsprach. Schon in diesen Jahren widmete sich Diedrich Murken eifrig sozial- und gesundheitspolitischen Fragen. Er hielt Vorträge über die Gesundheitserziehung der Frau und Leibesübungen für Jugendliche; gleichzeitig wirkte er in der Sportvereinigung Arminia mit, deren Vorsitzender er seit 1930 war. Als er sein Amt 1934 niederlegte, wählte man ihn zum Ehrenvorsitzenden.

Ende der dreißiger Jahre bot sich 1938 die Möglichkeit, die ehemalige Wilkingische Villa, die um 1924 von dem Gütersloher Architekten M. Stüssel gebaut worden war, zu erwerben und dort einen Praxistrakt auszubauen. Ein Jahr später übernahm Dr. Murken anstelle des zum Militär einberufenen Chirurgen und Geburtshelfers Julius Kirchhoff die Verantwortung für die geburtshilflich-gynäkologische Abteilung am katholischen Elisabeth-Hospital. Durch diesen Umstand – zum Militärdienst war er schon zu alt – bot sich die Möglichkeit, die Praxisräume mit dem nahegelegenen Krankenhaus, das durch das Mühlenpättchen in zwei Minuten zu erreichen war, eng zu verknüpfen. Doch auch in den folgenden Jahren, die von den schrecklichen Kriegs-

ereignissen gezeichnet waren, lief die umfangreiche Tätigkeit als Konsiliarier und Operateur in den umliegenden Krankenhäusern weiter. Gleichzeitig übernahm er mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges 1939 das Amt des Luftschutzarztes für die Stadt Gütersloh.

Als der Krieg, der noch in den letzten Tagen die Praxis völlig zerstörte, zu Ende ging, bestand für ihn keine Möglichkeit mehr, in Gütersloh eine klinische Geburtshilfe und Gynäkologie zu betreiben; Dr. Kirchhoff übernahm wieder die Abteilung am Elisabeth-Hospital, und eine Tätigkeit als Belegarzt am Städtischen Krankenhaus stand nicht in Aussicht. Diese ungünstigen Bedingungen gaben den entscheidenden Anstoß, eine eigene Privatfrauenklinik zu gründen, um seinen großen Patientenkreis zu halten, der inzwischen weit über das Einzugsgebiet des damaligen Kreises Wiedenbrück ging.

Am 21. Oktober 1946 wurde dem Frauenarzt Dr. Diedrich Murken die Genehmigung erteilt, eine Privatklinik mit 12 Betten im Hause Neuenkirchener Straße 12 zu betreiben. Damit war der erste Grundstein für eine private Krankenanstalt gelegt, die – wie es so häufig in der traditionsreichen Geschichte der deutschen Privatkliniken der Fall war – gegen viele Widerstände aufgrund eines mutigen ärztlichen Unternehmertums eine rasche Aufwärtsentwicklung nahm.

Anfangs umfaßte das umgebaute Haus einen Operationssaal, ein Entbindungszimmer, einen großen Säuglingsraum und fünf Krankenzimmer. Schon zu Beginn der fünfziger Jahre wurde ein umfangreicher Neubau geplant, der dann unter der fachkundigen Leitung des Hannoveraner Architekten Josef Herlitzius (1883–1956) von 1953 bis 1954 errichtet wurde. Der neue Kliniktrakt, ganz auf die Bedürfnisse eines Krankenhauses zugeschnitten, ermöglichte die Aufstellung weiterer 34 Betten in geräumigen Krankenzimmern, die nicht mehr als zwei bzw. drei Betten enthalten und deren Balkone direkt nach Süden zum Garten ausgerichtet sind. Im Erdgeschoß fand ein geräumiger Küchenbetrieb seinen Platz.

Die nächsten Jahre standen ganz unter dem Zeichen einer andauernden Erweiterung. Im Jahre 1957 wurde der Frauenarzt Dr. Gerhardt Schwarzt als Belegarzt gewonnen, der eine eigene Station übernahm. Vier Jahre nach der Eröffnung des Neubaus (1958) lagen weitere Baupläne vor, doch der plötzliche Tod des Klinikgründers ließ es nicht mehr so schnell zu deren Verwirklichung kommen. In seinem Todesjahr hatte das Haus die stattliche Zahl von 12 537 Verpflegungstagen erreicht, und 164 Kinder hatten in der Privatklinik das Licht der Welt erblickt.

Neben seinem Bemühen, die Gütersloher Frauenklinik zu einer musterhaften Krankenanstalt zu machen, widmete sich Diedrich Murken mit großem Engagement gesundheits- und standespolitischen Aufgaben. Seit 1948 gehörte er der Elternpflegschaft der Altstadtschule und wenige Jahre später als Vorsitzender auch der der Realschule an. Es ging ihm hier vor allem um die Verbesserung der Schulhygiene und Sportmöglichkeiten für die Jugendlichen. Als Vorsitzender des

Ärztevereins von 1954 bis zu seinem Tode, als Vorstandsmitglied der Allgemeinen Ortskrankenkasse und der Bezirksstelle Bielefeld, hatte er die Möglichkeit, lange Jahre auf verschiedenen Ebenen die Interessen der Ärzte zu vertreten. Der Verband der Privatkliniken von Nordrhein-Westfalen wählte ihn 1954 zu seinem Vorsitzenden und damit in ein Amt, das er trotz seiner starken ärztlichen Beanspruchung bis zu seinem Lebensende gern verwaltet hat.

Als Diedrich Murken am 23. Dezember 1958 an einem Herzinfarkt starb, waren viele seiner Ziele noch nicht verwirklicht. Doch das Erbe, das er seiner Familie hinterließ, wurde nicht vertan: Die Klinik wurde von seiner Frau, die ihm seit dem Aufbau sachkundig zur Seite gestanden hatte, übernommen und erweitert. Die zwei ältesten Söhne, Jan-Diether und Axel Hinrich führten die väterliche Tradition fort, studierten Medizin und arbeiten heute als Hochschullehrer in ihrem Fach an den Universitäten München und Düsseldorf.

Die Privatklinik Dr. Murken im Sommer 1973 von der Gartenseite aus



Inzwischen besteht die von Diedrich Murken gegründete Klinik im 28. Jahr; sechs Belegärzte sind auf drei Abteilungen tätig, ein großes Schwesternwohnheim wurde (1971–1972) errichtet, und die Zahl der Verpflegungstage ist weiter angestiegen. In den nächsten Jahren werden neue Planungen, Einrichtungen und Erweiterungen notwendig werden, damit sich die Klinik im Sinne des Gründers auch zukünftig ständig dem medizinischen Wandel der Zeit anpassen und fortentwickeln kann.

A. H. Murken

Literaturhinweise:

1. Familienarchiv Murken, Elisabeth Murken, Gütersloh. – 2. W. Herbart, W. Lenz, I. Heiland und G. Willner: Der Landkreis Wiedenbrück, Regierungsbezirk Detmold (Die Landkreise in Westfalen, Bd. 5, Köln und Wien 1969). – 3. Knorr, Ernst: Dr. Murken 65 Jahre, Privatklinik und Sanat. 60 (1958) S. 279. – 4. Murken, D.: Psychosen und Kohlenoxyd-Vergiftungen (med. Diss.: Jena 1921); 5. ders.: Doppelseitige symmetrische Femurschaftfraktur beim Neugeborenen bei spontaner Geburt (Zbl. Gynäk. 51 (1927) S. 2236 bis 2238); 6. ders.: Klinische Versuche mit Ovarialhormon (Zbl. Gynäk. 52 (1928) 356–360); 7. ders.: Die Provinzial-Hebammen-Lehranstalt (Frauenklinik). In: Aus den sozialen Einrichtungen der Provinz Hannover. (Düsseldorf 1928, S. 73–80). – 8. Stöckel, W. (Hrsg.): Deutsches Gynäkologen-Verzeichnis (2. Aufl., Leipzig 1939).

Nochmals zum Thema:

Die „Beziehungen“ zwischen Gütersloh und Berlin

Dieser Beitrag im Heft 30/31 (September 1973, S. 627–629) ist auf großes Interesse gestoßen und hat ein lebhaftes Echo gefunden. Eine Leserschrift (von Kurt Herzberg aus Köln) erscheint der Schriftleitung auch für einen größeren Leserkreis von Interesse und sei hier als ergänzender Nachtrag zu diesem Thema abgedruckt. Sie behandelt den

Besuch des Reichspräsidenten Friedrich Ebert in Gütersloh

Im Jahre 1924 stattete der Reichspräsident Friedrich Ebert zusammen mit dem Reichsaußenminister Stresemann dem Rheinland einen Besuch ab. Dieser Besuch war als politische Demonstration gegen die Besetzung des Rheinlandes gedacht.

Die Rückreise nach Berlin führte den Präsidenten auch über Gütersloh, wo er ein Industrieprojekt besichtigte. Der an der Friedrichstraße gelegene, ungenutzte Fabrikkomplex der früheren „Gütersloher Brauerei“ sollte eine Margarinefabrik aufnehmen.

Die Autokolonne war für eine Nachmittagsstunde angesagt; sie traf mit großer Verspätung aber erst in der Dämmerung ein. Nur eine kleine Anzahl von Bürgern war zum Empfang erschienen und wartete auf der Straße. Die Schulen nahmen diesen Besuch überhaupt nicht zur Kenntnis.

Ich selbst war nicht überrascht, daß die Bevölkerung diesen Besuch nicht weiter beachtete, denn ich wußte von der Wertschätzung, die man in bürgerlichen Kreisen dem Reichspräsidenten entgegenbrachte, und zwar aus den Reden und Anschauungen meiner Mitschüler. Für sie war der Sattlergeselle nur Gegenstand von Spott und Beleidigungen, da er in ihren Augen weder die Voraussetzungen noch die Fähigkeit für sein hohes Amt mitbrachte. Dieser Besuch des Reichspräsidenten, in dem die Patrioten von damals einen Verräter sahen und den die Gerichte nicht schützten, wurde schnell vergessen.

Erst in der heutigen Bundesrepublik Deutschland erkannte man das historische Verdienst Friedrich Eberts und würdigte seine Person entsprechend.

Hier wed Platt kürt

De Uchten

Zum weihnachtlichen Brauchtum in Gütersloh gehört die Uchte, über deren Ursprung, Bedeutung und Zeremoniell in der Untersuchung von W. Wortmann auf S. 117–122 im Heft 6/Januar 1967 der GÜTERSLOHER BEITRÄGE nachgelesen werden kann.

Der Uchte gewidmet ist ein plattdeutsches Gedicht des unvergessenen **Richard Dopheide** (* 19. 2. 1890 in Gütersloh, † 22. 3. 1918 bei St. Quentin), das hier in Erinnerung gebracht sei. Es entstand wenige Monate vor seinem Heldentod auf einem Schlachtfeld des Ersten Weltkrieges im Schützengraben an der Westfront und wurde wohl erstmals veröffentlicht in der „Gütersloher Zeitung“ vom 24. 12. 1917. Hier der Text:

Wiehnachtsmuarn, o siälge Stunne,
As wir nao de Uchten güngen,
Wenn met ehern hielgen Munne
Frouhe Klärkenklokken süngen.

Wiehnachtsmuarn, o siälge Stunne,
Wenn de Lechterbaime brennen,
Wenn de hielge Friedenskunne
Leit dat Hiärt vo Fraiden grennen.

Wiehnachtsmuarn, o siälge Stunne,
As wie ut de Uchten kaimen,
Unnern Baum to Hus in't Runne
Lieder süngen, Gaben nahmen.

Wiehnachtsmuarn, o siälge Stunne,
Mag di buten nicht vagiäten,
Met dien Uchtenlüen in'n Bunne
Sißt du deip in mienen Hiätten.

„Mittine“, die Seele von Feuerborns Hof

Den Lesern der Jugenderinnerungen von Professor Dr. H. J. Feuerborn in diesem und im vorigen Heft ist „Mittine“ keine Unbekannte mehr. Hinter diesem Namen verbirgt sich die aus Lintel stammende Bauerntochter Maria Katherina Himmelmeier, die als Kindermädchen auf Feuerborns Hof gekommen war, dann nach dem frühen Tode der „Mutter Feuerborn“ (1891) den vier Kindern die Mutter ersetzte und bis zu ihrem eigenen Tode (1917) auf dem Hof den gesamten Haushalt führte.

In der „Hochzeitszeitung“ zur Vermählung von Maria Jacobfeuerborn (Kattenstroth) mit Johannes Humann (Neuenkirchen) im Jahre 1911 widmete H. J. Feuerborn der treuen Seele des Hofes die folgenden plattdeutschen Verse:

Mittine

Wenn eener use Mittine nennt,
De uns den Hushaolt döeht verwaoren,
So kennt's jed'een, de Fieberborns kennt,
S'is wiet bekannt siet langen Jaohren!

Se häw met iährer trugen Hand
In'n Hushaolt wiärkt, aos waört iähr eegen!
We säd, et gäw sok' mähr in'n Land,
De döeht, ick segg et, sieker leegen.

Un wenn's gaor eener nao nich kenn,
Dann möss'ck jao eegntlick met em schennen!
Dann raok'ck em, gaoh na'n Huaowe hen
Un lähre use Mittin kennen.

We is in'n Hus de beste Seel?
Häbt aolls in Uornung un in'n Schicke?
Süeht, off de Strümp' un Bücksens heel,
Datt's jedet Unglück ilig flicke?

We steiht aoll up vao'm Muorgenraot
Fröh met de Honner, wie sall'ck't luaoben?
Wenn anner' nao iäms en Dröimken doeht,
We böt et Füer aoll an in'n Uaoben?

Weckt Anna un aok Lena dann,
De Kögge aoll in'n Stalle böket;
Un griff sick dann de Koffekann,
Dewiel de Lütens fliedig melket?

Un aof se öller wätt nu baoll,
We rögg't von muorns bis aobns de Hänné?
Versuorgt de Naowers met Miälke aoll,
Met Buotter un Egger? Aoltiet behenne!

We suorgt füör aoll de dücht'gen läter.
Datt't üömdlick wat in'ne Rinksen giff?
Et smäckt wiss usem Kuenig nich biäter,
Un wenn he't nao so staßrig driff!

Son'n Hasenbraoen biespilsweise,
Den Mittin us torecht däh maken,
Ick ööwer aolle Maoten priese!
Men leider, t'giff en just nich vaken!

Doch mott'ck vüör aollem aok na luaoben
läh'n Pannekauken! Lüe, wat küer ick!
Uppe graoten un in'ne lütken Stuaoben
Dao iät'se aolle Tällers lierig!

We häölt et nao met aolle Tieten
Un döeht dat Biän aok nich vergiäten?
Küert jed'n, wenn't naocht döeht, in't Gewieten
Un läwet gaß nao Guottes Hiärten?

Se sall nao lange, lange liäwen
Gesunn un kriegel, dat will'k huaopen!
Un wenn se eenmal kümmt an't stiäwen,
Mak Petrus iähr den Hiemel uaopen!
Mittin', use leewe Mittine!

H. J. Feuerborn

Es geschah in Gütersloh

September 1973

9. Über 700 Teilnehmer beteiligten sich am Volksgehen über eine 13 km lange Strecke.
15. Der Studio-Keller der Volkshochschule unter der Paul-Thöne-Halle wird seiner Bestimmung übergeben.
16. Gütersloh ist der Austragungsort der vom Radsportverein G. Spexard ausgerichteten 56. Deutschen Meisterschaft im Vierer-Vereins-Mannschaftsfahren der Radamateure. – An der Leipziger Straße wird das Evangelische Gemeindezentrum Blankenhagen mit einem Festgottesdienst eingeweiht.

22. Mit einer Flaggenhissung der beteiligten 10 Nationen vor dem neuen Rathaus wird die bis zum 30. 9. dauernde Michaelis-Woche eröffnet.
23. Rund 50 000 Menschen säumten die Straßen beim Michaelis-Festzug.
24. Das Gütersloher Altenzentrum „Hermann-Geibel-Haus“ an der Berliner Straße wird seiner Bestimmung übergeben.
25. In der Nacht zum 28. 9. wurden in der Innenstadt zwei Passanten von Rockern zusammengeschlagen. Ähnlich war es bereits in der Nacht zum 27. 9. Besuchern des Festzuges der Michaeliskirmes ergangen.

Oktober 1973

2. Zum 26. Male treffen sich im Westfälischen Landeskrankenhaus Gütersloh im Rahmen der „Fortbildungswoche“ führende Fachärzte psychiatrischer Krankenhäuser aus der Bundesrepublik, Österreich, der Schweiz und den USA. – Sehr wahrscheinlich an diesem Tage wurde in G.-Avenwedde eine 72jährige Frau ermordet.
3. Auf der Sitzung des Rates der Stadt Gütersloh wurde u. a. beschlossen, die Baufläche der Sonderschule im Bereich Amtenbrinks Weg / Fontanestraße zu vergrößern.
7. Auf dem Autobahn-Rastplatz Gütersloh gelingt die Festnahme des Mannes, der in der letzten Zeit versucht hatte, den Bielefelder Unternehmer Oetker zur Zahlung von 2 Mill. DM zu erpressen.
11. Der Oberbürgermeister der schottischen Großstadt Edinburgh besucht das in den Kasernen an der Verler Straße stationierte britische 40. Feldartillerie-Regiment, von dessen Soldaten viele aus Edinburgh stammen.
12. Beginn der bis zum 14. 10. im Heidevaldstadion ausgetragenen Bundessiegerprüfung des Vereins für deutsche Schäferhunde und der internat. Meisterschaft für Diensthundführer. – Im Hause Diekstraße 27 eröffnet die Spar- und Darlehnskasse in Gütersloh ihre 9. Zweigstelle.
20. Im Hause Kirdstraße 9 (bisher „Zum Groben“) am alten Kirchplatz wird als Bierlokal im Stil der 20er Jahre die Gaststätte „Oma Pilsch“ eröffnet.
21. In der Nacht vom 20./21. 10. wurde beim Kaufhaus Hertie eine Schaufensterscheibe zertrümmert, um acht Brillenbringer zu stehlen.
22. Bei Erdarbeiten an der St.-Pankratius-Kirche wird in nur 1 m Tiefe eine noch intakte 50-kg-Bombe entdeckt und entschärft, die im März 1945 bei einem Luftangriff abgeworfen worden war.
26. Auf der 35. Sitzung des Rates der Stadt Gütersloh wurde ein Nachtragsetat gebilligt, durch den das Volumen des ordentlichen Haushaltes von 98,56 Mill. DM erstmals über die 100-Mill.-Grenze auf nunmehr 106 Mill. DM aufgestockt wurde.

November 1973

1. In „Haus Buchwald“ an der Bockhäger Straße 43 nimmt das spanische Kulturzentrum „Casa de Espana del Instituto Espanol de Emigracion“ als Treffpunkt für die rd. 10 000 spanischen Gastarbeiter im Großkreis Gütersloh seine Arbeit auf.
8. Prinz Edward, Herzog von Kent, flog nach einem Besuch britischer Truppen vom Gütersloher Flughafen aus wieder nach England zurück.
15. Zum ersten Mal macht sich der durch den arabischen Erdölboykott ausgelöste Benzinmangel durch Begrenzung der Abgabe an den Tankstellen auf 10–15 Liter auch in Gütersloh deutlich bemerkbar. Schon eine Woche vorher war im erdgasbeheizten Rathaus der Thermostat um ein Grad heruntergestellt worden, um Energie einzusparen.
23. Auf der 36. Sitzung des Rates der Stadt Gütersloh wurde der Flächennutzungsplan vorgelegt und u. a. beschlossen, den Wasserpreis ab 1. 1. 1974 von 0,90 DM auf 1,- DM je Kubikmeter zu erhöhen.
25. Ohne besondere Vorkommnisse verlief in Gütersloh der für das gesamte Bundesgebiet angeordnete erste „autofreie“ Sonntag. Das (von bestimmten Ausnahmen abgesehen) allgemeine Fahrverbot soll dazu beitragen, den Kraftstoffverbrauch einzuschränken.
30. Auf ihrer Europa-Tournee besuchten die Moskauer Philharmoniker mit 120 Mitgliedern die Bertelsmann-Firma Sonopress, in der für die BRD ihre Schallplatten hergestellt werden.

W. Lenz

Blick in Bücher, Bibliotheken und Archive

„GÜTERSLOH HEUTE“ – ein Bildband; Aufnahmen: Hagen KRAAK und Gerhard MEISER; Text: Hagen KRAAK; Grafische Gestaltung: Gerhard MEISER; 124 S. mit 151 Fotos; Verlag Ludw. Flöttmann KG, Gütersloh 1973; mehrfarbiger Pappband, 28,- DM. Im Sommer 1956 erschien das erste

Gütersloh-Fotobuch von Hagen KRAAK (Kostenpunkt 8,50 DM), im Jahre 1965 erlebte es seine 2. Auflage (Kostenpunkt 16,80 DM; vgl. Besprechung im Heft 1 / September 1965 der GÜTERSLOHER

BEITRÄGE), im Jahre 1968 eine Ausgabe in englischer Sprache (Kostenpunkt 18,80 DM), und nun im November 1973, also 17 Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bildbandes über unser Gütsel und 8 Jahre nach dessen 2. Auflage bringt der Verlag Ludw. Flöttmann KG. die schon erwartete 3. Auflage. . . .

Nein, es ist keine 3. Auflage im eigentlichen Sinne, es ist doch wohl die angestrebte und auch weitgehend gelungene Neuschöpfung eines Gütersloh-Bildbandes, was uns da präsentiert wird. Neu ist der Name Gerhard Meiser, neben Hagen Kraak vertreten mit eigenen Fotos und verantwortlich für die grafische Gestaltung (beruflich verbunden übrigens in der Fa. Meikfoto in der Kökerstr. 5), verändert sodann im Zuge der inflationären Entwicklung natürlich auch der Ladenpreis, doch dafür wird auch ein von der ersten bis zur letzten Seite (fast) völlig neues, dem Wandel der Dinge am Dalkestrand entsprechendes Bild unserer Stadt geboten.

Das Voerhoff-Haus am Alten Kirchplatz stellt sich als „Kunsttempel“ vor, die mittlere Berliner Straße als „Centrum mit Herz“, das Theater der Stadt Gütersloh mit seiner Studiobühne, die Friedrich-Ebert-Straße mit ihrer großstädtisch anmutenden Bahnunterführung, das Auto-kennzeichen WD weicht dem GT, in Meiers Mühle hat sich eine Kunstgalerie etabliert, die Freizeitanlagen in Mohns Park zeigen auch in diesem Bildband den erhöhten Stellenwert von Gütersloh, die Namen Avenwedde, Friedrichsdorf, Isselhorst, Spexard, Ebbesloh, Hollen und Niehorst deuten den Umfang von Groß-Gütersloh an und geben diesem Buch seinen besonderen dokumentarischen Wert als Zeugnis vom Wandel unserer Stadt auch und sogar gerade für den, der die obengenannten zwei Vorläufer besitzt.

Doch sei dem Rezensenten auch eine kleine kritische Bemerkung erlaubt, die der sicher kommanden „4. Auflage“ nur zu noch höherem Wert verhelfen möge: Gute Fotos allein ergeben noch keinen wirklich guten Bildband! Verlag und Mit-

arbeiter mögen dem Text mehr Aufmerksamkeit widmen. Geradezu stiefmütterlich behandelt wurden nämlich die Bildlegenden, die man in ihrer spartanischen Sparsamkeit und Kürze schon kaum allen Einwohnern von Gütersloh als ausreichende Kurzinformation zumuten kann, geschweige denn einem ortsunkundigen Gast oder Freund unserer Stadt. Was soll der wohl mit dem an sich so reizvollen Pättken-Bild auf Seite 48 anfangen und mit den textlosen Fotos auf Seite 64/65, Seite 78/79 und Seite 98/99? Warum wird ihm nicht wenigstens kurz gesagt, um welche Gebäude es sich in der Eickhoffstraße auf Seite 51 handelt? Warum kein Wort von der Michaelis-Woche auf Seite 59? Angst vor Schleichwerbung erscheint mir keine ausreichende Erklärung zu sein, eher Termindruck oder Mitarbeitermangel, doch dem läßt sich gewiß schon für die nächste Auflage abhelfen, und der Rezensent läßt sich gerne beim kritischen Wort nehmen.

Dessen ungeachtet: Wer in letzter Minute etwa noch ein seinen Preis wertiges Weihnachtsgeschenk für Freunde, Verwandte oder sonstwie an Gütersloh interessierte Mitmenschen sucht, hier ist es in Gestalt des Bildbandes GÜTERSLOH HEUTE.

W. Lenz

KREISKARTE GÜTERSLOH 1:100 000 – Herausgegeben vom Institut für Thematische Kartographie der Deutschen Kreiskarten-Verlagsanstalt Rudolf Ernst, München 1973; 3,- DM.

Der im Zuge der Verwaltungsreform neu geschaffene, seit dem 1. 1. 1973 bestehende Kreis Gütersloh mit seinen 13 Gemeinden auf einer Karte, die in Bayern hergestellt wurde, – ist das nicht ein wenig grotesk? Nein: Das Institut für Thematische Kartographie R. Ernst in München bearbeitet seit vielen Jahren Kreiskarten vom gesamten Gebiet der Bundesrepublik Deutschland, was übrigens keineswegs so ausgelegt werden darf, als sei eine Kreiskarte eine thematische Karte. Dennoch: Die in den letzten Wochen im Gütersloher Buchhandel aufgetauchte, aus Bayern stammende Karte zeigt, daß dort offenbar die neue-

sten Unterlagen und die mögliche Inanspruchnahme von Sachkennern, zu denen außer Angehörigen des Vermessungswesens, der Geographie und der Kartographie vor allem Heimatfreunde zählen, aus dem Bereich Nordrhein-Westfalen bzw. des Kreises nicht wahrgenommen werden.

Die vom Landesvermessungsamt Nordrhein-Westfalen mit dem Stand vom 1. 1. 1973 herausgegebene Kreiskarte 1:50 000 Nr. 60/61 „Stadt Bielefeld – Kreis Gütersloh“ (amtliche Karte) hat gegenüber der vorliegenden Verlagskarte 1:100 000 vom Juli dieses Jahres einen doppelt so großen Maßstab, demnach die vierfache Kartenfläche 94,5 x 93,5 cm gegenüber 50,5 x 49 cm. Das quadratische Format ergibt sich aus den etwa gleich großen, längsten West-Ost- und Nord-Süd-Erstreckungen des Kreises, nämlich von rund 47 bzw. 49 km. Kein Wunder also, daß die amtliche Karte wegen ihrer Größe unhandlich ist. Diesen Nachteil hätte die Verlagskarte für sich zu einem noch größeren Vorteil machen können, wenn die Leporello-Faltung angewendet worden wäre, die ein abschnittweises Aufschlagen ermöglicht.

Die amtliche Karte ist fünffarbig: schwarz, blau, braun, grün (Normalausgabe) und violett (Grenzdarstellung). Die Verlagskarte ist siebenfarbig: Kartennamen, Eisenbahnen und Signaturen schwarz; Gewässer blau; Bebauung und Straßen rot; Höhenschichten grün, ocker und braun; Geländedarstellung in Schummerung grau. In Braun sind auch die Höhenlinien wiedergegeben, während Grün gleichzeitig für die (im zu kräftigen Flächengrün kaum sichtbaren, zu kleinen und die Waldbedeckung nur unzureichend kennzeichnenden) Waldsignaturen sowie für die Grenzdarstellung verwendet wird. Farbwahl und Farbgebung leiden unter dem zu stark hervortretenden Rot, weshalb eine Gliederung der Darstellungselemente, insbesondere des Straßennetzes verlorengeht: Autobahnen und Bundesstraßen heben sich nicht deutlich genug von den Landesstraßen ab, ganz zu schweigen von den unglücklicherweise ebenfalls in Rot wiedergegebenen Wan-

derwegen, deren Verlauf kaum verfolgt werden kann und die z. B. in den vom Landesverkehrsverband Westfalen herausgegebenen Blättern „Parke und Wanderer“ auch für das Kreisgebiet, und wenn nur in Auswahl, übersichtlich erfaßt sind. Unsauber gezeichnete, im Verlauf unsichere und wild unterbrochene Flüsse und Höhenlinien, Grenzen und Eisenbahnen stellen die Zuverlässigkeit der Verlagskarte in Frage, vor allem wenn man ihren Inhalt mit dem der amtlichen Karte vergleicht. Der Verlauf der Ems z. B. ist durch den Ortsteil Wiedenbrück nicht festzustellen, und die Einmündung der Wapel in die Dalke erfolgt schon 1 km früher, weil der Dalkelauf an dieser Stelle falsch wiedergegeben worden ist. Von den Fischteichen südöstlich Rietbergs fehlt die Hälfte. An die Kreisgrenzen von Gütersloh und Bielefeld anschließende Verwaltungsgrenzen sind ebenso schlecht auszumachen, zumal ihnen ein grünes Grenzband fehlt, wie die Klassifizierung des Straßennetzes u. a. wegen der schlechten Unterscheidungsmöglichkeit zwischen Straßen und Wanderwegen verlorengeht. Die Autobahn ist ohne die Namen der Anschlußstellen wiedergegeben, die Anschlußstelle Oelde fehlt ganz; ihre Über- und Unterführungen sind z. T. falsch dargestellt (z. B. die Kreuzungen mit der Eisenbahn Bielefeld – Lage und mit der Teutoburger-Wald-Eisenbahn). Die Trasse der Autobahn Paderborn – Osnabrück läuft westlich von Paderborn nach der amtlichen Karte westlich und nicht östlich der Alme; in Höhe der B 68 bricht die Darstellung in der amtlichen Karte ab, während die Verlagskarte der weitverbreiteten Unsitte folgt, völlig ungesicherte und erst in späteren Jahren zu realisierende Planungen von Autobahnen (im Zeichnungsschlüssel nicht ausgewiesen) anzugeben, deren endgültige Trassenführung bekanntermaßen erst kurz vor dem Baubeginn festgelegt wird. Bundesstraßen tragen z. T. keine Nummer (z. B. die B 476 über Versmold zur B 68) und zeigen einen falschen Verlauf, z. B. die B 64 durch den Ortsteil Rheda, die B 513 durch Harsewinkel, Kreisstraßen werden zu Landesstraßen und umge-

kehrt oder scheinen sich in Wanderwege aufzulösen (z. B. die Straßen südöstlich von Verl und südlich und östlich von Versmold).

Die auf Grund der angeführten und beliebig zu ergänzenden Beispiele den Betrachter beschleichende Unsicherheit wird bei einem Vergleich der Siedlungsdarstellung und der zugehörigen Kartenbeschriftung, die z. T. kaputt ist, zur Gewißheit, nämlich daß diese Verlagskarte ein schlechtes Beispiel deutscher Kartographie ist. Die Wiedergabe insbesondere der größeren Siedlungskomplexe innerhalb und außerhalb des Kreises ist völlig unzureichend, sei es, daß die in den letzten Jahren neu entstandenen Randsiedlungen fehlen oder sei es, daß eine völlig falsche Ableitung und Generalisierung von größeren amtlichen Kartenmaßstab vorgenommen wurde mit dem Ergebnis, daß die so wichtige Gliederung der Ortsgrundrisse verlorengegangen ist, woran u. a. auch die örtlich zu weitgehende Einzelhausdarstellung schuld hat. In durchaus ländlichen Bereichen hingegen, wie z. B. der Gemeinde Verl, täuscht die zu groß gewählte Einzelhausdarstellung eine flächige Besiedlung vor, die in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Die Abkürzung „Zgl.“ für längst nicht mehr bestehende Ziegeleien (z. B. nordöstlich Gütersloh) ist ebenso ein alter Zopf wie die Zuordnung von Beschriftungszusätzen, z. B. „Fbr.“ und „Schule“, zu wahl-

los herausgegriffenen Objekten nicht möglich ist. Beziehungslos steht denn auch u. a. der Name „Schalück“ im südlichen Stadtgebiet von Gütersloh, statt Westfälisches Landeskrankenhaus heißt es in der Karte „Prov. Heilanst.“, und die Bezeichnung „Fernsehsender“ steht weit ab von der Signatur der Hünenburg, aus der die Karte einen „Hünen-B.“ gemacht hat.

Die Darstellung und Beschriftung von Sehenswürdigkeiten ist mangelhaft (z. B. der Ravensburg, des Schlosses Rheda, des Schlosses Holte usw.), obwohl die Berücksichtigung von Sehenswürdigkeiten und touristischen Einrichtungen auch das Anliegen an eine Kreiskarte sein dürfte. Aussichtspunkte sind genauso wenig hervorgehoben wie z. B. Freibäder ganz fehlen und schon in der Zeichenklärung nicht vorgesehen sind. Höhenzahlen sind selten angegeben, ja auf dem Rücken des Teutoburger Waldes muß man sie suchen, und mit „Osning“ wurde statt des nordwestlichen Gebirgszuges der südöstliche bezeichnet: Das konnte man ja auch in Bayern nicht wissen!

Wie schade! Unser Kreis und seine Umgebung sind bisher so stiefmütterlich bedacht worden, daß sich eine gute Kartenbearbeitung lohnen würde. Heimatfreunde, Wanderer, ja die 271 000 Einwohner des Kreises Gütersloh warten noch immer darauf! W. Bormann

Aus der Heimarbeit im Kreis Gütersloh

Stadt- und Ortsheimatpfleger von Harsewinkel

Durch das sogenannte Bielefeld-Gesetz wurden die ehemaligen amtsangehörigen Gemeinden des Amtes Harsewinkel (die Titularstadt Harsewinkel sowie die Gemeinden Marienfeld und Greffen) mit Wirkung vom 1. Januar 1973 zu der neuen Stadt Harsewinkel im neu gebildeten Großkreis Gütersloh zusammengeschlossen.

Nach dieser kommunalen Neuordnung erschien auch die Neubenennung der Heimatpfleger als zweckmäßig. Die bisherigen Ortsheimatpfleger im früheren Amt Harsewinkel waren:

1. Harsewinkel

Ortsheimatpfleger Julius Wilhalm, Harsewinkel, Kneppers Gäßchen 1,
Vertreter Alfons Siepenkort, Harsewinkel, Am Kattenpatt 15,
Franz Streffing, Harsewinkel, Beller 53.

2. Marienfeld

Ortsheimatpfleger Hermann Homeyer, Marienfeld, Oester 49,
Vertreter Johannes Duwenbeck, Marienfeld, von-Korff-Straße 20,
Albert Austermann, Marienfeld, Farwickstr. 9.

3. Greffen

Ortsheimatpfleger Josef Schlautmann, Greffen, In der Heide 12,
Vertreter Herbert Westholt, Greffen, Westholts Damm 37,
Bernhard Hemkemeyer, Greffen, Versmolder Str. 5.

Der Rat der Stadt Harsewinkel hat in einer Sitzung am 5. September 1973 beschlossen, Stadtoberverwaltungsrat Julius Wilhalm zum **Stadtheimatpfleger** zu wählen.

Als Stellvertreter wurden gewählt

für den Bereich der Ortschaft **Harsewinkel:**

Landwirt August Meyer zu Rheda (Harsewinkel, Rheda 109),

für den Bereich der Ortschaft **Marienfeld:**

Tischlermeister Hermann Homeyer,

für den Bereich der Ortschaft **Greffen:**

Angestellter Josef Schlautmann.

Hiermit ist eine Wahl getroffen worden für Persönlichkeiten, die sich seit Jahren um die Ortsheimatpflege und die Förderung des Heimatbewußtseins verdient gemacht haben.

J. Wilhalm

Herausgeber: Heimatverein Gütersloh e.V., 1. Vorsitzender Wolfgang Zill, 483 Gütersloh 1, Am Türmchen 12, Telefon: (0 52 41) 2 30 20. Schriftleitung: Kreisheimatpfleger Werner Lenz, 483 Gütersloh 1, Schillstr. 23, Telefon: (0 52 41) 3 55 85. Mitarbeiter dieses Heftes: Dr. Werner Bormann, 483 Gütersloh 1, Fontaneinstr. 7; Prof. Dr. H. J. Feuerborn, 1 Berlin 21, Händelallee 5; Kurt Herzberg, 5 Köln 1, Ertstr. 2-4; Werner Lenz, 483 Gütersloh 1, Schillstr. 23; Dr. Axel H. Murken, 4 Düsseldorf, Moorestr. 5; Ekkehard Niemöller, 483 Gütersloh 1, Emilienstr. 6; Julius Wilhalm, 4834 Harsewinkel, Kneppers Gäßchen 1; Werner Widmann, 483 Gütersloh 1, Friedrich-Ebert-Str. 43. Bildnachweis: Die Abbildungen stellten zur Verfügung: Prof. Dr. H. J. Feuerborn (S. 639-655), W. Lenz (S. 657, 660), Dr. A. H. Murken (S. 668-672), J. Wilhalm (S. 663), W. Widmann (S. 659), W. Zill (Umschlag und S. 666). Umschlag: Den Entwurf für die Titelgestaltung besorgte Wolfgang Zill, 483 Gütersloh 1, Am Türmchen 12. Zuschriften und Manuskripte können an den Herausgeber oder an die Schriftleitung gesandt werden. Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die jeweils genannten Verfasser verantwortlich. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Nachdruck nur mit Quellenhinweis und Genehmigung des Herausgebers oder der Schriftleitung. Verlag und Herstellung: Ludw. Flöttmann KG, Buch- und Offsetdruckerei, 483 Gütersloh 1, Berliner Str. 63, Postfach 1704, Telefon: (0 52 41) 2 25 37. Die Klischees lieferte Thomas und Kurzberg, 48 Bielefeld. Bezugsbedingungen: Einzelheft 1,75 DM und Doppelheft 3,50 DM; Jahresabonnemnt 6,- DM. Bestellungen nehmen Buchhandlungen, der Verlag, aber auch Herausgeber und Schriftleitung entgegen.

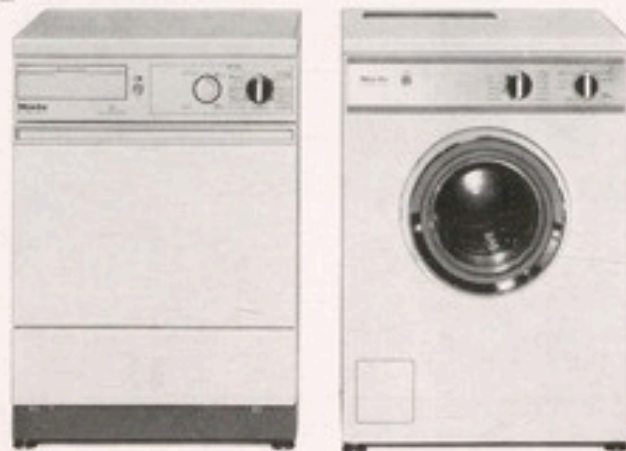
Die Rasanten

Waschvollautomaten mit 1000 Touren Schleuderleistung

1000 Schleudertouren — das bedeutet gegenüber den bisher üblichen 700 Umdrehungen eine Steigerung von 43%. Dadurch wird die Wäsche spürbar trockener und schneller ganz trocken. Die Wäsche liegt schneller wieder im Schrank.

Daß Feinwäsche vorsichtiger geschleudert wird, ist bei Miele völlig klar. Sie mögen keine Sorgenfalten in Ihrer feinen Wäsche — und wir keine bei Ihnen.

Daß wir den Kaltwasserschok bei bügelfreier Wäsche abgeschafft haben, daß wir feine Wäsche pendelnd spülen, daß die Automatik sich präzise auf Ihre Wäsche einstellt, daß Sie an Ihrer Maschine viele Jahre lang Ihre „weiße“ Freude haben — das ist alles selbstverständlich. Jedenfalls bei Miele.



Miele

Miele Waschvollautomaten - auf Freizeit programmiert.

GARDINEN

VOM FACHMANN
SIND IMMER DER »RICHTIGE« GRIFF!...

UNSERE FACHLICHE BERATUNG
UND DIE AUSGESUCHTEN QUALITÄTEN
ZU STETS GÜNSTIGEN PREISEN SIND
DAS GEHEIMNIS UNSERES ERFOLGES!

DARUM:

wenn's um Ihr Geld geht . . .
dann kommen Sie zu uns
wir beraten Sie gern

rechne richtig – rechne mit

Tewesmeier 

Im Herzen von Gütersloh